feld

931

ift.

Auszug aus dem Bibliotheksreglement

des A. D. V.

§ 5. Die Bücher werden **nur** an Mitglieder, in Ausnahmefällen mit Einwilligung des I. Vorstandes auch an Nichtmitglieder ausgeliehen.

§ 6. Die Ausgabe der Bücher findet zu der vom Vereine jeweils festzusetzenden Zeit statt, und ist der Bibliothekar nicht verpflichtet ausserhalb derselben Bücher auszuhändigen, es sei denn in speziellen Fällen zum Zwecke literarischer Arbeiten.

§ 8. An ein und dasselbe Mitglied dürfen nie mehr als 3 Bände zu gleicher Zeit ausgeliehen werden, Ausnahmen gelten wie bei § 6.

§ 9. Das **Weiter**verleihen von Büchern an Nichtmitglieder ist verboten und hat der Zuwiderhandelnde eine Strafe im Betrage von 1 Mark, in Wiederholungsfällen von, je um 1 Mark aufsteigenden Beträgen, zu entrichten.

§ 10. a) Es ist nicht gestattet, Bücher im Allgemeinen länger als 14 Tage, momentan viel begehrte länger als 8 Tage, zu behalten.

b) Ausnahmen gelten auch hier wie bei § 6.

c) Ausserdem kann eine Verlängerung der Lesezeit nur dann verstattet werden, wenn dadurch kein anderes Mitglied benachteiligt wird.

d) Zuwiderhandelnde sind vom Bibliothekar zu mahnen und haben, so sie in spätestens 3 Tagen dieser Aufforderung nicht Folge leisten, eine Strafe von 20 Pf., vom 4. Tage an für jeden weiteren von 10 Pf. zu entrichten.

§ 11. Der Entleiher haftet für jede Beschädigung oder den Verlust entliehener Bücher.

Ein Werk, aus dem ein Band verloren oder erheblich beschädigt wird, muss, sofern der einzelne Band nicht nachgeschafft werden kann, ganz ersetzt werden.

Dämon Kleist.

Novellen

von

Georg Hirschfeld.

Berlin.
S. Fischer, Verlag.
1895.

Dem lieben A. d. V. Brüdern
zur Erinnerung an ihren getreuen
Georg Hirschfeld
Berlin, Januar 1895.

Otto Brahm

gewidmet.

Inhalt:

Dämon Kleist.

Erschossen hat sich am Abend des 21. November im Walde bei Wannsee ein achtzehnjähriger Gymnasiast aus Berlin am Grabe des Dichters Heinrich von Kleist.
(Zeitungsnotiz.)

I.

Vor dem Portal des N . . . Gymnasiums zu Berlin stand an einem regnerischen Vormittage des launischen Monats April eine Anzahl Menschen, zumeist Dienstboten, doch auch besser gekleidete darunter, an ihren sorgenvollen Mienen als Angehörige der Gymnasiasten kenntlich. Sie alle harrten voll Ungeduld den langsam zur Zwölf hinkriechenden Zeiger der großen Schuluhr verfolgend. Fand doch heute die Osterversetzung im N . . . Gymnasium statt, und alle Unthaten, welche die kleinen und minder kleinen Sünder im Laufe des Semesters begangen, sollten heute ein strenges Urteil finden.

„Warten Sie auch auf Ihren Kleinen?“ fragte eine junge, fein gekleidete Frau eine ältere, die gar sorgenvoll dreinschaute.

„Freilich. Mein „Kleiner“ sitzt aber schon in Sekunda und soll heut sein Einjähriges bekommen.“

„So? Ach er wird's doch bekommen? Natürlich!“ schwatzte die junge leichthin.

„Ich will's hoffen,“ seufzte die ältere.

„Man darf das nicht so schwer nehmen. Eine Versetzung — mein Gott! Mein Arthur zum Beispiel — es ist gar nicht gut, wenn die Knaben so schnell vorwärts kommen.“

„Das wohl . . . Wenn weiter nichts dabei auf dem Spiel steht. Bekommt mein Sohn heute das Zeugnis nicht, verliert er auch die Stelle, die ich ihm besorgt habe.“ — Er mußte Entscheidungen bringen, der Versetzungstag.

Nun zitterten die zwölf Uhrschläge durch die Luft — eine allgemein hastende Bewegung entstand unter den Wartenden. Das Portal öffnete sich — man hörte ein Summen und Schwatzen vieler Kinderstimmen, das scharfe Klappen der Bänke und Thüren, und mit einem Male füllte sich das breite, steinerne Treppenhaus mit der freigegebenen Jugend. Im Nu war die Mehrzahl unten und stürmte über die Straße hin oder zeigte den entgegeneilenden Angehörigen jubelnd ihr Versetzungszeugnis — manche aber auch schlichen langsam und gar nicht jugendlich die Treppe hinab — verweinte Augen und stille Ergebung — finstere Augen und stolzer Trotz.

Allmählich leerte sich das Gymnasium. Die Nach-

zügler, welche noch kamen, waren die Abiturienten, deren Entlassung heute den feierlichen Höhepunkt des Schulaktes gebildet hatte. In ihrem Frack, dem heiligen Gewande des Prüflings, ihrer hellen Binde, ein zum Abschied verehrtes Werk unter dem Arm, das „Reifezeugnis" in den weiß beschuhten Händen, so hatten sie oben in der Aula gestanden, als leuchtende Vorbilder des Fleißes und Erfolges den jüngeren Schülern hingestellt. Wenn sie hieran auch selbst nicht recht glaubten, hatte es sie die lange Abschiedsrede des Herrn Direktors glauben gemacht. Die Rede des würdigen Mannes war heute besonders schön und erhebend gewesen — darüber war man sich in Prima wie in Sexta einig. War doch Ekkard Arnold, der älteste des Herrn Direktors, Primus omnium des vergangenen Halbjahrs gewesen, hatte beim Reformationsfest die Luthermedaille und bei der Reifeprüfung unter „Befreiung vom mündlichen" das beste Zeugnis erhalten. Sie alle hatten Ekkard gern gehabt, als er noch auf der Schule war. So gar nicht stolz, so gar nicht auf die Machtstellung des Vaters pochend hatte er sich immer gezeigt; nun, da er abging, herrschte Trauer und Freude zugleich. Er mußte ja unbedingt etwas Großes werden, glich er doch jetzt schon in allen Punkten dem Vater, und würdiger und gelehrter als der konnte ja wohl

niemand werden. Professor Arnold hatte bei Lehrern und Schülern die gleiche, seltene Errungenschaft: unantastbares Vorbild zu sein. Wenn er oben in der Aula stand und so eindringlich zu Fleiß und Tugend mahnte und es sich nicht nehmen ließ, an Stelle des erkrankten Religionslehrers selbst etwas pathetisch, aber wirkungsvoll das Gebet zu sprechen, und heute dazu die zehn andächtigen, befrackten Jünglinge, die bei jedem in seine Rede eingestreuten lateinischen Citat verständnisinnige Gesichter machten, an ihrer Spitze des Direktors Sohn, Ekkard, mit dem guten Reifezeugnis — es war ein erhebendes Bild gewesen. Herr Arnold mußte dies wohl empfunden haben, denn er brachte das Bild noch zu dramatischem Abschluß. „Dich aber mein Sohn“, sagte er mit zärtlich vibrierender Stimme, „entlasse ich heute noch nicht. Denn Du hast das seltene Glück, welches ich auch Deinen Kameraden von Herzen wünschte, den Lehrer Deiner Jugend im Leben behalten zu können.“ Die alten Oberlehrer nickten wohlgefällig ob des schönen Gedankens und grübelten nach, ob er dem Sokrates oder dem Plato entstamme. Der Gesanglehrer trat an den Flügel, sein strenger Blick ließ die Schüler mit einem Ruck sich von den Plätzen erheben, feierliche Accorde — Schlußchoral — „Raus!“

Froh, es überstanden zu haben, sprangen nun

die künftigen Studiosi — mancher von ihnen zum letzten Mal — die alte Steintreppe herunter.

Im Hausflur trennten sie sich.

„Also heut Abend im Spaten!“ rief ein dickes Kerlchen eifrig. „Du kommst doch, Ekkard?“

„Ich möchte ja gern. Wenn mein Alter nicht über mich bestimmt hat.“

„Ach nanu! — willste heut Abend schon anfangen zu ochsen?“

„Nein, durchaus nicht. Mein Bummelsemester will ich genau so halten wie ihr. Ich werde ja seh'n.“

„Immer feste! Nich mukschen! Du willst doch gar nicht so was furchtbar Trauriges studieren — was?“

„Nein — Geschichte.“

„Na also — und ich Theolojie!“

Lachend gingen die anderen davon. Ekkard trat vor die Hausthür und blickte nach dem gegenüberliegenden Hause hinüber, aus welchem zu gleicher Zeit mit der männlichen Jugend des Gymnasiums eine weibliche Jugend mit noch stärkerem Geräusch sich ergossen hatte. Dort lag die höhere Töchterschule des Fräuleins von Benjamin und hatte ebenfalls Versetzung stattgefunden.

„Grete wird doch noch nicht raus sein? dachte Ekkard — „ne, da kommen sie ja.“

Zwei junge Mädchen, dicht unter einem Regen-

schirm zusammengedrängt, die kleinen Füße in hohen Gummischuhen, kamen über den Damm auf ihn zu. Vor ihnen her sprang ein Junge von etwa 11 Jahren, beständig lachend und ihre Schritte aufhaltend. In der einen Hand schwang er seinen Tornister, in der anderen die Mappe des einen Mädchens.

„Na Grete! Wie steht's? In der ersten?" rief Ekkard der kleinen Blondine zu.

„Jawohl!" erwiderte sie lachend. „Was ein Abiturient macht, können wir auch!"

„Endlich versetzt — endlich!" rief der kleine Schlingel, Ekkards und der Blonden Bruder, — „hat aber schwer gehalten!"

„Dir zieh' ich gleich die Hosen stramm," rief die Schwester erbost — „kaum ist der Bengel in Quinta, hat er schon den großen Mund!"

„Biste neidisch?"

„Sei still, Walter," sagte jetzt Ekkard, „kommt nur erst ins Haus rein. Laß die Censur noch in der Mappe, Walter — wir sehen sie uns nachher an."

„Deine auch!"

„Ja, ja — meine auch. — Aber hör' mal, Martha — bei dem Wetter bist Du ausgegangen?"

Ekkard wandte sich an seine ältere Schwester, die einige Schritte zurückgeblieben war, ein schönes,

etwas zu hoch gewachsenes Mädchen mit auffallend blassem Antlitz und dunkelen Augen.

„Schadet ja nichts, Ekkard,“ erwiderte sie, „ich war ja froh, daß ich ein bischen rauskam.“

„Martha hat mich abgeholt,“ rief Grete, „ist das nicht süß?“ Sie legte den Arm wie schützend um ihre große Schwester.

„Komm jetzt aus dem Zug, Martha,“ rief Ekkard mit hastiger Besorgnis — „mach' die Thür zu, Walter! Schnell! — Das dürftest Du gar nicht dulden,“ flüsterte er dann Greten zu.

„Sie ist ja von selbst gekommen,“ gab die pikiert zurück.

Nun stiegen sie die Treppe zu der im Vorderhause gelegenen Dienstwohnung des Direktors hinauf. Ekkard klingelte.

„Von Mama werde ich einen schönen Rüffel bekommen,“ meinte Martha mit einem Anflug von Lächeln — „sie wußte gar nicht, daß ich Dich abhole, Grete. Ich bin ihr ausgerückt.“

„Wenn Du Dich nun wieder erkältet hast?“ wandte Ekkard vorwurfsvoll ein.

„Ach bewahre.“

Die Frau Direktorin öffnete ihnen selbst.

„Da seid Ihr ja alle, Kinder. Aber Martha, Martha — habe ich mich geängstigt!“

„Doch gar kein Grund, Mama. Die Luft war großartig.“

„Ich bin nach Quinta gekommen, Mutte!“ rief jetzt Walter ungeduldig, „hörste denn gar nicht?“

„Wirklich, mein Herz? Nach Quinta? Mit 2a?“

„Ne, rat' mal.“

„Zwei?“

„Bitte keine Beleidigung. Eins und Sekundus geworden!“

Die Mutter fing ihn auf und ließ sich von dem wilden Jungen im Zimmer herumtollen. „Freuste Dich denn nicht?“ flüsterte er dabei. „Ach Gott,“ rief er plötzlich in aufsteigendem Verdacht — „Papa hat's Dir wohl schon erzählt?“

„Nein, Walterchen. Das thut Papa nicht. Nein wirklich nicht. Und Du, Grete?“

„Der Bengel läßt einen gar nicht zu Wort kommen. Ich bin in die erste Klasse versetzt.“

Frau Arnold zog nun auch Greten an sich. „Ihr seid doch wirklich vorzügliche Schüler.“

„Ich bin leider die einzige, die keine gute Censur zeigen kann,“ sagte Martha.

Frau Arnold blickte bei dieser Äußerung betroffen auf — ihre matten, blauen Augen verdunkelten sich etwas. „Das ist doch wohl nur Scherz, Martha? Wenn Papa Dir eine Censur

geben könnte, wüßtest Du wohl auch, wie sie ausfallen würde."

„Ja, Martha hat's gut!" rief Walter. „Papa so als Hauslehrer haben, das könnte mir passen."

„Sei Du froh, daß Du so kräftig und gesund bist, mit Deinen Jungen in die Schule gehen zu können," erwiderte Martha und heftete ihren dunkeln Blick auf den kleinen Bruder.

„Ich weiß ja," sagte der befangen . . . „bist Du böse?"

„Böse?" war die Antwort.

Da kletterte Walter mit einem Jubelruf an seiner langen Schwester empor und küßte sie ab.

„Nicht doch, Walterchen," rief Frau Arnold, „nicht doch! Du sollst doch Martha nicht so abdrücken!"

Der Kleine trat gehorsam zurück.

„Ich habe was für Dich, Walter," begütigte ihn die Schwester.

„Was?" Er war sofort interessiert.

„Du wolltest doch die dreieckigen Marken vom Kap der guten Hoffnung im Album haben. Ja, ja, Walter! Für die Eins!"

Walter sah seine Schwester erst sprachlos vor Glück an, dann stürmte er in ihr Zimmer. Sie folgte ihm langsam.

„Wie die sich verstehen,“ meinte lächelnd Ekkard, indem er den Frack mit einer bequemen Joppe vertauschte und ersteren sorgfältig in's Spind hängte.

„Walter ist überhaupt ein ausgezeichneter Junge — Martha versteht ihn gar nicht so,“ warf Grete ein.

„O doch,“ meinte die Mutter, „sie giebt sich nur nicht . . .“

„Die Nacht scheint übrigens keine Folgen gehabt zu haben,“ sagte Ekkard halblaut, „Du erzähltest mir doch heut früh, sie war schlecht, Mama?“

„Ach wenn Martha nur besser schliefe. Ich muß doch den Geheimrat einmal fragen.“

„Jetzt geh' ich üben, Mama!“ rief Grete — „meine Censur liegt auf'm Tisch.“

„Schön, mein Kind, geh.“

Ekkard blieb mit seiner Mutter allein. Die Direktorin sah ihn an und lächelte sanft: „Von Dir hast Du ja noch gar nichts erzählt, Ekkard!“

„Von mir? Was soll ich denn erzählen, Mama? Ach so — willst Du das Zeugnis sehen?“

„Ja — gieb her.“

Sie las es und sah ihn strahlend an. „Du kannst wirklich mit Deiner Schulzeit zufrieden sein, Ekkard.“

„Ja, ja. Aber siehst Du — Papa hat heute in der Aula dasselbe gesagt, was ich mir schon

immer selbst gesagt habe: die richtige Schule fängt jetzt erst an."

„Du meinst das Studium? Freilich. Aber bedenke auch, welche Hilfe Du immer an Deinem Vater haben wirst, Ekkard. In jeder Beziehung. Auch in der moralischen."

Ekkard sah etwas überrascht auf und wurde rot.

„Nun, Du weißt ja selbst, setzte Frau Arnold schnell hinzu, welche Verlockungen das heutige Universitätsleben einem jungen Menschen bietet. So aber hast Du hier Dein gemütliches Heim, Deine Eltern, Deine Geschwister . . . ach, Du weißt gar nicht, welchen Wert es hat, sein altes Heim behalten zu können."

„Ich gehe ja auch die ersten Semester noch nicht fort, Mama."

„Gewiß. Mit dem Gedanken könnte ich mich auch gar nicht vertraut machen, Ekkard."

„Aber Mama." —

„Jetzt kommt er!" stürmte Walter ins Zimmer.

„Wer?"

„Papa! Eben hat er mit Dr. Zweigel auf dem Hof gestanden, nun kommt er oben. Er hat mich schon am Fenster gesehen und hat mir gedroht! Ei weh!"

„Sei nicht so übermütig, Du," sagte Ekkard, „Du weißt, Papa kann's nicht leiden."

„Komm essen, Grete!“ rief der Strick seiner Schwester zu, welche sich im Nebenzimmer mit einer Mozart-Sonate abquälte — „die Suppe steht schon auf'm Tisch!“

„So?“

Grete ließ sofort den Mozart liegen und kam herein.

„Lümmel, Du hast mich gefoppt!“

Sie wollte ihm eins auswischen, Walter aber riß aus und bei der Jagd, die nun begann, fielen zwei Stühle um. Da erschien plötzlich der Gestrenge auf der Schwelle. Er war aber gut aufgelegt und lächelte beim Anblick dieser Geschwisterjagd. „Die Versetzungsfreude scheint hier ja groß zu sein.“

„Ach — — der Walter ist so . . . . ausgelassen . . .“

„Nun, heute mag es ihm durchgehen. Wer mit einer Eins versetzt worden ist, kann sich dafür auch etwas zu gut halten.“

Wenn Herr Arnold sprach, herrschte immer eine weihevolle Stille im Zimmer; es war gleichsam, wie wenn ein sanft summender Orgelton durch die Kirche geht.

„Guten Tag, liebe Auguste,“ wandte sich der Direktor dann an seine Frau und küßte sie vorschriftsmäßig, wie es seine Kinder Tag für Tag von

ihm sahen. — „Wie geht es Dir? Geht es Dir gut?"

„Danke, lieber Adolf ... wir wollen jetzt essen. Nicht wahr?"

„Die Kinder werden Hunger haben, und ich — frei herausgestanden — ich verspüre ihn auch!"

Sie setzten sich nun ein jeder an den ihm bestimmten Platz um den großen Familientisch. Herr Arnold kam anfangs gar nicht zur Ruhe, denn Walter von links und Grete von rechts redeten in ihn hinein und erzählten von ihren Censuren. Endlich brachte sie das Erscheinen der Suppe zum Schweigen.

„Nun, und Du, Ekkard?" sagte Herr Arnold, indem er auf den heißen Löffel blies, „wie hat Dir meine Rede gefallen?"

„Da fragst Du mich zu viel, Papa. Ich habe zugehört und werde sie nie vergessen."

Herr Arnold brummte wohlgefällig ob der philosophischen Antwort des Sohnes. „Es war ein schöner Aktus," meinte er dann, „mir ist es heute so recht vor die Seele getreten, welche Bedeutung eigentlich diese Entlassung der Abiturienten in sich trägt. Du darfst aber in meiner Rede nicht zu viel suchen, lieber Ekkard. Es ist ja meine Pflicht, solch ein Abschiedswort an meine dahingehenden Schüler zu richten, und Du siehst daraus: Die

Pflicht in ihrem beredten Ausdruck hat unendlichen Wert."

Herr Arnold sprach den letzten Satz mit erhöhter Stimme, was er bei jeder längeren Auslassung zu thun pflegte und ließ seine schönen, braunen Augen sanft über die Familie hingleiten. Die tiefste Wirkung zeigte wie immer die Frau Direktorin. Es gab nichts Höheres für sie, als so beim Schlürfen der Suppe die goldenen Wahrheiten gleichsam als Beilage-Makronen aus dem Munde des Gatten empfangen zu können. Sie ließ den Löffel in der warmen Flut liegen und heftete ihre matten, blauen Augen, die sich allmählich mit Wasser füllten, stumm an die Lippen des Direktors. Grete und Walter hörten ebenfalls andächtig zu, vergaßen aber dabei nicht zu essen.

„Ich möchte nun doch bei Geschichte bleiben, Papa — für Theologie kann ich mich nicht entschließen," äußerte Ekkard jetzt schüchtern.

„Folge dem, was Du im Herzen fühlst, Ekkard. Auch ich habe mich in jungen Jahren zwischen zwei Fakultäten zu entscheiden gehabt: Theologie oder Philologie. Ich folgte meinem Herzen — denn Gott bleibt Gott — und wurde Philologe."

„Ich denke, weil Du als Student 'mal 'nen Schmiß über die Backe bekommen hast, konntest

Du nicht Pastor werden, Papa?“ warf der kleine Walter ein.

Herrn Arnolds Züge verfinsterten sich etwas, dann aber sagte er mit ruhiger Freundlichkeit: „Wie kommst Du darauf, Kind? Wer hat Dir das erzählt?“

„Ich hab's bloß 'mal in der Klasse gehört.“

„Siehst Du — wie darfst Du Dir von Deinen Mitschülern, die doch ebenso klein und unwissend sind, wie Du, Dinge über Deinen Vater erzählen lassen, die Du von ihm selbst noch nicht gehört hast, die unwahr sind, und sie sogar glauben?!

Walterchen wurde dunkelrot, seine Augen füllten sich mit Thränen.

„Bitte dem Papa ab, Kind — schnell!“ mahnte sanft die Frau Direktorin.

Einen Augenblick zögerte Walter, als wenn sich etwas von Trotz in ihm regte — dann gab er dem Papa reumütig die Hand.

„Nun, nun — ich bin Dir nicht böse. Aber eine Lehre ziehst Du daraus — nicht, mein Kind?“

„Ja,“ schluchzte der Kleine.

„Sei so gut, Martha — gieb mir die Kartoffeln herüber.“

Martha reichte ihm schweigend die dampfende Schüssel.

Indem er sie empfing, glitt sein Blick forschend über das blasse Antlitz der Tochter. „Leg Dich nur gleich schlafen nach Tisch, Martha,“ sagte er dann. „Du siehst wieder so angegriffen aus.“

„Mir ist wohl, Papa.“

Die Eltern trafen sich unwillkürlich im Blick und sahen dann schnell wieder zur Seite.

„Ehe wir uns gute Mahlzeit wünschen, habe ich Euch noch eine wichtige Nachricht zu geben,“ sagte jetzt der Direktor und lehnte sich bedeutungsvoll zurück. Die anderen spitzten die Ohren. „Ich bin nach langer, reiflicher Überlegung zu einem Entschluß gekommen, den Du, liebe Auguste, gewiß billigen wirst. Ich habe eine Gewissenspflicht zu erfüllen — Du weißt, welche ich meine. Die Pflicht gegen die arme Waise, den Wilhelm Arnold in Stettin.“

Er hielt inne. Seine Worte hatten eine steigende Wirkung ausgeübt. War es doch das erste Mal, daß Herr Arnold in Gegenwart seiner Kinder von dieser traurigsten aller Angelegenheiten sprach.

„Ich folge nicht allein dem Gebot des Gesetzes, welches mich zu Wilhelms Vormund berufen hat, wenn ich mich seiner annehme — ich folge auch meinem Herzen. Glaubt mir, es gab zahlreiche Bedenken gegen diesen Schritt. Was ich bisher in meinem Wirkungskreise mit Sorgfalt geheim gehalten

habe, die traurige Schande, den Schmutz, in welchen mein seliger Bruder unsern Namen zog —"

„Dein Stiefbruder, Adolf!" warf die Direktorin mit vor Aufregung zitternder Stimme ein.

„Doch immer mein Bruder, meines seligen Vaters Sohn. Ist es nicht so, Auguste? Trug er nicht meinen Namen, trägt ihn sein hinterlassenes Kind nicht noch? Wie? Aber der Sohn soll nicht für die Sünden der Eltern büßen. Mag man nun Steine werfen, Gerüchte zischeln — ich weiß, was ich thue, ich weiß, daß ich im Geist meiner Eltern handele, wenn ich ihn aufnehme bei mir, wenn ich ihm ein Vater werde und dem Verlassenen in Dir eine neue Mutter, in Euch, lieben Kinder, Geschwister gebe." Er hielt inne.

Ein Stillschweigen trat ein. Nur die Frau Direktorin schluchzte einmal heftig auf. Grete sah auf Walter und Walter auf Ekkard. Der aber blickte andächtig den Vater an.

Jetzt nahm Frau Arnold einen Anlauf: „Das willst Du also . . . thun . . . das . . ." Sie vermochte nicht weiter zu sprechen.

„Rege Dich nicht auf, liebe Frau. Noch heute will ich ihm schreiben. Die Ferien sind gerade günstig. Er ist vom Stettiner Gymnasium abgegangen und kann zum Schulanfang gleich bei uns eintreten."

„In welcher Klasse war Wilhelm zuletzt?" fragte Ekkard.

„In Obersekunda — ich werde sehen, daß ich ihn gleich in die Prima aufnehmen kann. Er wird bei uns wohnen und bei uns leben, denn er hat nichts als uns. Denkt an die Schicksale Wilhelms, Kinder, und dankt Gott, daß er Euch noch nichts von solchem Unglück ahnen ließ. Sein Vater machte schimpflichen Bankerott und nahm sich verzweifelnd das Leben. — Das Erbteil, welches er dem Sohne hinterließ, war Schande. Die Mutter —"

„Ach, Adolf! Nicht den Kindern das erzählen!" rief die Direktorin.

„Und warum nicht?" versetzte Herr Arnold eifrig. „Wirkt nicht auch das Schreckliche, wenn es nur recht begriffen wird, erziehlich?"

„Bei Gott!" stimmte Ekkard bewundernd ein.

„Nicht wahr, Ekkard — ich muß Euch gerade von Wilhelms Unglück sprechen, sonst empfindet Ihr nicht das ganze, tiefe Mitleid für ihn, das mich jetzt zur Hilfe getrieben hat. Ja, seine Mutter — und das ist das schwerste für ein junges Herz — seine Mutter stieß ihn von sich und folgte in Geistesumnachtung dem Gatten nach." —

Es kam eine tiefe Pause. — Von allen unbeachtet, saß Martha zurückgelehnt, die Augen halb

geschlossen, — einen herb nervösen Zug um die Lippen, da.

„Begreift Ihr nun Eure große Aufgabe, Kinder?“ fuhr Herr Arnold mit starker Betonung fort, „ist es nicht ein Glück für Euch, eine solche Aufgabe der Liebe schon in der Jugend zu erhalten? Beeifere sich also ein jeder, so gut er vermag, die Wunde in Wilhelms Herzen zu heilen, zu schließen! Kommt dem Verlassenen unbefangen und freundlich entgegen, daß er wieder Glauben erhält an menschliche Liebe und Hoffnung! Glaubt mir, ich wußte, was ich that, als ich mich entschloß, ihn bei uns aufzunehmen: ich that es ihm — und euch!“

„Das ist großartig, Papa!“ rief Ekkard feurig.

„Nein, Ekkard — nenne es nicht so. — Das ist Pflicht, — Du wolltest ja die Pflicht kennen lernen.“

„Ja!“ brach jetzt auch Frau Arnold los — „da hast Du wieder das Richtige getroffen, Adolf! Wie immer! Kinder, merkt es Euch, was Ihr eben vom Papa gehört habt!“

„Wann kommt denn Wilhelm?“ fragte Walter befangen.

„Ich schreibe ihm noch heute, daß er Sonntag eintreffen kann. Du richtest wohl ein Bett für ihn ein — nicht wahr, liebe Auguste?“

„Er schläft bei mir,“ bestimmte Ekkard, „da ist Platz genug für zwei.“

„Recht so,“ sagte Herr Arnold wohlgefällig und erhob sich — „thue jeder für ihn, was er kann. Du, Martha, Du, Grete, und Walter — Du auch.“

„Ja, Papa!“ rief der kleine Kerl treu.

„Nun wünsche ich Euch allen eine gesegnete Mahlzeit.“

Sie schüttelten ihm herzlich ergriffen die Hand und standen auf. — Nur Martha blieb sitzen, wie vorhin zurückgelehnt, die Augen geschlossen. Der Direktor sah sie jetzt an und wurde blaß. „Martha . . . ist Dir . . . Martha?“ Mit stockendem Herzen betrachteten die Eltern die Regungslose.

Da fuhr sie auf. „Ach . . . ich hab' wohl gar nicht geantwortet? Entschuldigt bloß . . . ich bin so müde . . .“

„Leg' Dich hin, mein Kind,“ sagte Herr Arnold mit etwas zitternder Stimme und richtete sie auf, — leg' Dich gleich hin, dann wird Dir besser werden.“

„Mir ist wirklich ganz gut . . .“ flüsterte Martha und ging, auf Greten gestützt, in ihr Zimmer. Walter folgte Ekkard.

Die beiden Gatten standen sich eine Weile schweigend gegenüber — auf der schönen weißen Stirn des Direktors lag es jetzt wie tiefer Schatten. Frau

Arnold sah ihn ängstlich und gespannt an. Er blickte düster vor sich hin, dann sagte er halblaut: „Wenn das nicht wäre . . .“

„Nimm es nicht so schwer, Adolf! Nimm es doch nicht so schwer!“ rief die Gattin klagend.

„Nein, nein .. da lehre ich nun die Kinder von dem Glück, von der Sonne, die in unserem Hause herrsche. Ach . . . man muß wirklich lügen, um Wahrheit predigen zu können. Wilhelm hat Unglück erfahren — ja — aber bei uns . . . ist es auch.“

„Ach Adolf, gieb doch die Hoffnung nicht auf! Martha hat doch eine so gute Natur!“

„Ich gönne Dir Deine Hoffnung, Auguste. Ich habe den Geheimrat gestern gehört und glaube ihm. Jetzt in sie neunzehn Jahre alt — — wenn sie einundzwanzig ist . . . muß sie fort.“

„Nein!!“ schrie die Direktorin auf.

„Still, um des Himmelswillen, still. Wenn Dich die Kinder hörten, Auguste. Sie ahnt ja nichts — macht Dich das nicht glücklich? Sie ahnt ja kaum, daß sie schwindsüchtig ist. Das ist doch alles, was wir für sie thun konnten.“

„Und doch“, flüsterte die Direktorin, indem ihre thänenden Augen bewundernd auf dem Antlitz des Gatten ruhten, hast Du noch den Mut, für andere Wohlthaten zu thun? Für andere?“

„Nein, Auguste,“ erwiderte Herr Arnold in sonderbar hastigem Ton, es ist mir Bedürfnis . . . weißt Du — den Wilhelm hier aufnehmen bei uns — das — das muß doch helfen — — das ist doch etwas . . . Wohlgefälliges.“

II.

Der Sonntag kam. Nicht so unfreundlich wie zu Beginn Beginn der Erzählung blickte der Himmel heute. Es war warm geworden und die Sonne stand voll am Himmel.

Als die Uhr des N . . . Gymnasiums die zehnte Vormittagsstunde anschlug, trat ein Herr aus dem Innern des Gebäudes vor das Portal und blickte spähend die Straße hinunter. Es war Herr Arnold selbst. „Keine zu sehen“ murmelte er und wandte sich wieder dem Flur zu. „Stechow!“ rief er laut.

„Herr Direktor?“

Schuldiener Stechow, ein kleiner, fetter Pedell, erschien dienstfertig auf den bekannten Ruf des Gebieters.

„Wollen Sie nicht einmal nachsehen, lieber Stechow, ob vielleicht in der Steinmetzstraße Droschken stehen? Hier in unserer Straße sehe ich keine.“

„Jawohl, Herr Direktor ... erster oder zweiter?“

„Zweiter, lieber Stechow, zweiter. Aber bitte recht schnell. Meine Familie kommt schon die Treppe herunter. Herr Stechow stürmte davon.

„Bleibt noch oben, Kinder,“ rief der Direktor hinauf, „die Droschke ist noch nicht da.

„Gut, lieber Adolf,“ tönte es herab.

„Ist Martha auch nicht allein geblieben?“

„Nein, Adolf — Pauline sitzt bei ihr.“ —

Herr Arnold sah nun wieder nervös die Straße entlang. Da endlich klapperte eine Droschke „Zweiter“ auf das Gymnasium zu, sie hielt, der Schuldiener sprang mit einem kühnen Satz heraus. „Bitt' schön, Herr Direktor.“

„Herzlichen Dank, lieber Stechow. Nun, Kinder — kommt herunter!“

Mit drei, vier Sprüngen war Walter unten und blieb in stiller Betrachtung des Droschkenpferdes stehen. Dann folgten Frau Arnold und Grete, den Beschluß machte Ekkard.

„Steigt ein,“ trieb jetzt der Direktor eifrig, „Ekkard und Grete auf den Rücksitz . . .“

„Ich möchte auf'n Kutscherbock, Papa!“

„Meinetwegen.“

„Komm' man ruf, Kleener!“ rief der Kutscher gemütlich — „wohin soll denn die Fuhre jeh'n?“

„Nach dem Stettiner Bahnhof. Aber bitte recht schnell, lieber Mann — es ist spät geworden.“

Endlich saßen alle im Wagen. „Wenn Wilhelm nachher einsteigt, gehst Du wohl zu Fuß nach Hause, Ekkard, es ist sonst kein Platz.“

„Selbstverständlich.“

Das Pferd zog an und alsbald begann das angenehme Klirren und Rasseln, welches die Berliner Droschke zweiter Klasse ihren Insassen gönnt.

„Ich habe Euch mit Absicht alle mit nach dem Bahnhof genommen!“ begann jetzt Herr Arnold mit etwas schreiender Stimme, um das Poltern des Wagens zu übertönen — „Wilhelm muß sich gleich als Familienmitglied fühlen, das ist die Hauptsache! Wie einen Bruder müßt ihr ihn empfangen!“

„Ich bin begierig, wie er aussieht“ meinte Grete.

„Wie wird er aussehen,“ sagte Ekkard, „wer soviel Schreckliches erlebt hat, sieht schlecht, abgehärmt und düster aus.“

„Freilich, stimmte ihm Herr Arnold zu, Ihr müßt Euch immer darauf gefaßt machen. Ein junges Herz ist aber bald zu besänftigen — das steht in Eurer Hand. Ein junges Herz ist empfänglich für

alles Neue und vor allem empfänglich für die Liebe! — Der Wagen stößt entsetzlich."

„Ja, Adolf," rief Frau Arnold, der die Thränen schon wieder nahe waren.

„Wir haben ja zu Hause noch ein Bild von Wilhelm," sagte Grete.

„Ich kenn' es, mein Kind — aber er wird sich doch verändert haben. Ihr kennt ihn garnicht — wie?"

„Nein," antwortete die Direktorin, die Kinder haben ihn nie gesehen, und ich habe auch nur so dunkele Erinnerungen."

„Zum letzten Male sah ich Wilhelm vor drei Jahren, als ich zum fünfzigsten Geburtstag seines Vaters nach Stettin hinüberfuhr. Er war damals ein hübscher, gutgesitteter Knabe mit zartem, fast mädchenhaftem Antlitz. Sein Fehler oder besser seine Eigentümlichkeit bestand immer in einer derartigen Verschlossenheit, wie ich sie noch bei keinem jungen Menschen beobachtet habe. Mehr als die täglichen Redensarten waren nicht aus ihm herauszubekommen. An seinen geistigen Fähigkeiten konnte ich trotzdem nicht zweifeln — er hatte z. B. ein wirklch hübsches, ergreifendes Festgedicht für den Vater gemacht. Ich gab mir damals redliche Mühe, ihn mir näher zu bringen, ich versuchte es mit aller Milde und Herzlichkeit, die mir zu Gebote standen —"

„Und er hat sich nicht geäußert?“ fragte Frau Arnold.

„Nein. Alles vergebens. Nur ein Moment ist mir noch gegenwärtig geblieben, in dem er wohl einen tieferen Gedanken aussprach, als sonst. Ich verstand ihn damals nicht einmal vollkommen, jetzt aber, nach all' den schrecklichen Ereignissen, ist mir der Sinn seiner Worte klar geworden. Als seine Eltern und er mich nämlich zur Bahn geleiteten, und ich nach meinem Abschied von jenen — dem letzten Abschied — mich an Wilhelm wandte und auch ihm mit einem „Auf Wiedersehen“ die Hand gab, antwortete er in sonderbarem Ton, welchen die Eltern weiter nicht beachteten: „Ja, Onkel, aber hoffentlich anders, als jetzt. —“

„Wie erklärst Du diese Antwort, Papa?“ fragte Ekkard.

„Es giebt meiner Ansicht nach nur eine mögliche Deutung, nämlich, daß er vermöge seiner, schon von mir erkannten, trefflichen Beobachtungsgabe den Sumpf, auf welchem die Existenz seiner Eltern zu schwanken begann, fast prophetisch voraussah und in diesen Abschiedsworten eine stille kindliche Hoffnung auf Besserung ihrer Lage aussprechen wollte.“

„Ja, ja,“ sagte Ekkard.

„Du beziehst es auf ihre Verhältnisse,“ stimmte

auch Frau Arnold zu. „Gewiß. Das wird es gewesen sein.“

Sie fuhren jetzt schweigend weiter. Da äußerte Grete plötzlich: „Ich weiß nicht . . . ich habe Furcht vor ihm.“ Alle sahen überrascht auf sie.

„Furcht?“ rief Herr Arnold vorwurfsvoll. „Aber Kind!“

„Nun ja,“ sagte Grete und wurde rot — „ich kann mir gar nicht vorstellen, — solch' furchtbar verbitterter Mensch — wir sind an so was gar nicht gewöhnt — ich glaube gar nicht, daß er bei uns reinpassen wird.“

„Grete!“ rief da der Vater, „wie klein hast Du Deine Aufgabe begriffen! Habe ich Euch nicht gesagt, daß Ihr allein die Mittel in Händen habt, um diesem zerstörten, jungen Gemüt Frieden zu geben? Grete, ich hoffe, jetzt hast Du mich verstanden!“

„Ich versteh' Dich so gut wie die anderen, Papa. Aber ich kann mir gar nicht denken, daß es so leicht sein wird, solchen Menschen umzustimmen.“

„Leicht oder nicht leicht — wir thuen alle unsere Pflicht.“

Der Wagen hielt, und Walter, der vom Bock gesprungen, riß wie ein kleiner Lakai die Thür auf.

„Nun, Du hast Dich wohl köstlich unterhalten

dort oben auf dem Bock?“ fragte wohlgefällig Herr Arnold.

„Famos! Denk' mal bloß, Papa — das Pferd ist schon siebzehn Jahre alt!“

„Was Du sagst.“ Der Kutscher schmunzelte.

„Hier mein Freund, haben Sie eine Mark.“

„Macht 'ne Mark fufzig, Herr Direktor!“

„Ah so . . . das ist aber nicht billig gefahren, mein Lieber — da haben Sie noch fünfzig Pfennige.“

Sie stiegen jetzt die Treppe zum Bahnsteig hinauf. „Auf welchem Gleise kommt der Stettiner Zug?“ fragte Herr Arnold den Billeteur.

„Hier bitte, gleich links!“

„Danke. — Bleibt hier stehen, bis der Zug einläuft. Und Du, Walter, nimm meine Hand und verhalte Dich ruhig.“ Sie standen alle erwartungsvoll da.

„Da kommt er!“ rief Ekkard.

Ein immer stärker anschwellendes Sausen und Rauschen ertönte, eine dunkle Linie tauchte hinten auf, die sich riesig vergrößerte und endlich als Bahnzug mit einer schnaubenden Lokomotive davor in die Halle fuhr.

„Geh' Du links, Ekkard — ich werde rechts suchen!“ rief Herr Arnold und eilte, Waltern an der Hand führend, den Zug entlang. Wenn er doch nur aus dem Fenster sehen möchte,“ murmelte er.

„Onkel!“ rief da eine helle Stimme aus einem Coupé dritter Klasse.

„Wilhelm? Bist Du es!?“ Er eilte hin.

Zuerst stiegen einige ältere Damen aus, dann aber erschien Wilhelm Arnold, einen kleinen Koffer in der Hand, auf dem Trittbrett.

„Sei herzlich willkommen, mein Junge!“ rief der Direktor und schüttelte ihm die Hand.

„Danke,“ antwortete Wilhelm, „wie gehts Dir, Onkel?“

„O recht gut — nun komm' nur — Ekkard sucht Dich noch immer — ich will Dich zur Tante bringen!“

„Ihr seid alle rausgekommen? . . .“ Er folgte dem voranschreitenden Onkel.

Ekkard, welcher inzwischen von seiner ergebnislosen Suche zu den Seinen zurückgekehrt war, rief jetzt: „Da kommt ja Papa! Und da hinten . . . ist das Wilhelm?“

Frau Arnold und Grete fuhren auf.

„Hier bringe ich unseren Reisenden!“ rief Herr Arnold. Nun will ich Dich erst vorstellen, Wilhelm. Ach gieb nur jedem die Hand, das genügt schon.“ Er warf seiner Familie einen ermunternden Blick zu, die den Ankömmling noch immer wie eine Geister-

erscheinung anstarrten. Sie faßten sich jetzt und umdrängten ihn herzlich.

„Wie geht's Dir denn? Hast Du gute Fahrt gehabt? Bist Du sehr müde? Wie geht's Dir denn?" Wilhelm sagte zehnmal „danke" und geriet in starke Verlegenheit.

„Kommt jetzt," rief Herr Arnold, wir „wollen nach Hause fahren."

„Soll ich — wirklich . . . ?" fragte Wilhelm halblaut.

„Wenn Du willst, mein Junge? Aber ich denke — Du willst." Wilhelm ließ die Hand in der seinen. Herr Arnold schritt mit ihm voraus, hinter ihnen gingen die anderen. Ekkard trug Wilhelms Handkoffer.

Er sah nun doch anders aus, als sie geglaubt hatten. Seine Züge waren nicht schmerzdurchwühlt und herbe, nicht eingefallen und alt — sein Auge hatte nicht den wilden, unstät verbitterten Ausdruck, den sie erwartet hatten. Das einzig Auffallende an der jugendlichen Gestalt bestand in ihrer vornübergeneigten Haltung, die Züge aber waren noch ebenso mädchenhaft, wie der Direktor sie geschildert hatte, und die blauen Augen zeigten Ruhe und Freundlichkeit. Hätte der Vater recht gehabt, als er sagte, die Jugend vergäße leicht? Wen das

Unglück so wenig verändert hatte, der mußte doch wohl nicht tief veranlagt sein.

Das waren Frau Arnolds und Gretens Gedanken, als sie die Bahnhofstreppe wieder hinabstiegen. — „Sieh bloß, Mama," flüsterte Grete, — „was er mit den Händen macht."

„Was denn?" gab Frau Arnold leise zurück.

„Er macht sie fortwährend auf und dann wieder zu — grade wie Krallen."

„Ja — eigentümlich. Das muß nervös sein.

Walter hatte nur Augen für das Bahnhofsgetriebe, und Ekkard holte eine Droschke heran.

„Gut, Ekkard," sagte Herr Arnold, „gieb den Koffer nur zum Kutscher hinauf. Steig ein, lieber Wilhelm — Du siehst Berlin heut' zum ersten Male, nicht?"

„Ja — ich bin sehr gespannt," antwortete jener.

„Wir werden morgen einen kleinen Spaziergang unternehmen, dann kannst Du die wichtigsten Punkte gleich kennen lernen."

„Steigen Sie nicht mit ein, Ekkard —?" fragte Wilhelm seinen Vetter, der draußen geblieben war.

„Nein, Wilhelm — ich habe keinen Platz mehr — ich bin ebenso schnell zu Hause wie Ihr. Aber nenn' mich doch nicht Sie, Wilhelm! Was heißt denn das!"

Wilhelm sah ihn dankbar an: „Es ist bloß, . . . weil es so ungewohnt . . .“ Eckard nickte ihm zu und schritt rüstig davon.

Während der Rückfahrt wollte die gedrückte, verlegene Stimmung nicht weichen. Herr Arnold bemühte sich zwar nach Kräften, mit Wilhelm nur über äußerliche, gleichgültige Dinge zu plaudern, ihn auf dies und jenes, an dem sie vorüberfuhren, aufmerksam zu machen, aber gerade diese sichtbare Bemühnng, dies ängstliche Vermeiden auf Wilhelms persönliche Verhältnisse einzugehen, erzeugte einen peinlichen Zwang. Wohl hatte sich Herr Arnold fest vorgenommen, noch heute mit Wilhelm über dessen Vergangenheit und Zukunft zu sprechen, in Gegenwart seiner Familie aber vermied er ängstlich den Gefühlsausbruch, welcher hierdurch bei der armen Waise zu erwarten war. In seinen Angehörigen fand Herr Arnold bis jetzt noch wenig Unterstützung. Diese fast heitere unbefangene Erscheinung, welche ihnen hier in der düsteren Vergangenheit entgegentrat, machte sie stumm und — furchtsam, wie Grete gesagt hatte.

Die Droschke hielt jetzt vor dem Gymnasium.

„Nun kann ich Dich auch mit Deiner älteren Cousine bekannt machen, lieber Wilhelm,“ sagte Herr Arnold, während sie die Treppe hinaufstiegen. „Martha war nicht ganz wohl und konnte deshalb

nicht mit nach dem Bahnhof hinauskommen — sie wird sich aber freuen."

III.

Im Flur oben trafen sie Ekkard. „Seht Ihr!" rief er ihnen entgegen — ich zieh mir eben den Paletot aus! Ich wußte doch, daß wir zusammen ankommen. Vor unseren Droschken hast Du wenig Respekt gekriegt — was, Wilhelm?"

„O gegen Stettin! . . ."

„Willst Du Dich jetzt ein wenig in Dein Zimmer zurückziehen, Wilhelm?" fragte Herr Arnold, „Du findest dort alles vor, um Dich zu restaurieren."

„Komm, Wilhelm!" rief Ekkard, „ich werde Dir Bescheid zeigen. Du schläfst nämlich in meiner Bude. Ist Dir doch recht?"

„Nun gewiß." Ergriffen von Ekkards Herzlichkeit folgte ihm Wilhelm.

Als sie in das helle, freundliche Zimmer eintraten, meinte Ekkard scherzhaft: „Ich weiß nicht — in Stettin wirst Du wohl Dein eigenes Heiligtum gehabt haben?"

„Gott bewahre."

„Wir werden uns schon vertragen. Siehst Du, drüben findest Du alles zum Waschen — Bürsten — Rasieren — und wenn Du noch intimere Bedürfnisse hast . . . was Du willst!" — Er entfernte sich lachend.

Als Wilhelm allein war, warf er erst einen flüchtigen Blick auf seine nächste Umgebung, trat dann schnell zu seinem Koffer hin, öffnete ihn und entnahm ihm einen in Seidenpapier eingeschlagenen Kartonbogen. Er entfernte die leichte Hülle, und während er ihn betrachtete, fielen seine während des Suchens gespannten Züge wieder in die alte Schlaffheit zurück. Seine Augen schlossen sich halb und die Lippen bewegten sich wie im Traum. Der Karton zeigte eine farbige Kreidezeichnung von kindlicher Schülerhand, doch alles in kühnen, überschwänglichen Strichen. Ein Halbkreis schwarzer Wetterwolken war dargestellt von züngelnden Strahlen durchschossen, und aus all der Nacht und Furchtbarkeit blickte unbefangen und mild ein blonder Jünglingskopf heraus. — Unter dieser sonderbaren Zeichnung stand in schön gemalten Buchstaben ihr Titel: „Kleist."

Wilhelms Haupt sank bei der Betrachtung des Bildes immer tiefer — da klang die kreischende Stimme Gretens über den Korridor; er fuhr auf,

erhob sich und legte das Bild wieder sorgfältig in den Koffer. —

Frau Arnold war unterdessen in Marthas Zimmer hinübergegangen. Sie fand ihre Tochter am offenen Klavier sitzen, ein aufgeklapptes Notenheft vor sich auf dem Schooß.

„Du spielst ja gar nicht, Martha?"

„Nein . . . ich lese nur."

„Die Noten?"

„Ja. Wenn man das Stück genau kennt, ist das Lesen oft ebenso schön, als wenn man spielt."

„Weißt Du, Martha — — Du solltest doch nicht immer nur Beethoven spielen," sagte Frau Arnold, indem sie näher trat. „Bei Deiner wunderschönen Technik — Du könntest doch noch viele andere, hübsche Sachen spielen."

„Wieso? Ist Beethoven nicht hübsch? Nein, Du hast recht — hübsch ist er nicht, er ist schön."

Frau Arnold war diese Unterschieds-Philosophie unbequem — sie lenkte ab: „Nun haben wir den Wilhelm abgeholt, Martha."

„So?" erwiderte jene gleichgiltig. „Nun, welchen Eindruck machte er auf Dich?"

„Zunächst recht sonderbar. So wird es Dir auch gehen. Wir hatten ihn uns doch alle als ganz herabgedrückten, verbitterten Menschen vorgestellt —

Papa hat gestern noch das schöne treffende Wort gebraucht: ‚Wie eine von rohem Fuße niedergetretene Blume, die mit Luft und Sonnenschein aufgerichtet werden muß —‘“

„Ja, ja. Wie ist er nun?“

„Heiter, unbefangen, zwar etwas still, aber nichts — ich sage Dir, nicht das Geringste merkst Du ihm an.“

Martha trat schweigend an das Klavier und spielte den ersten Satz der aufgeschlagenen Mondscheinsonate. Frau Arnold wollte etwas einwenden, schwieg aber, von der Schönheit des Spieles gebannt. Während sie so andächtig zuhörte, vernahm sie einen leise knarrenden Schritt auf der Schwelle. Sie wandte sich und erblickte ihren Gatten, der auf den Spitzen eingetreten war. Das Ehepaar blieb lautlos hinter der immer leidenschaftlicher Spielenden stehen. Da fühlte Frau Arnold, wie ein Zittern den Körper des Gatten durchlief. Sie blickte ihn erschrocken an — er bemerkte es und winkte ihr lächelnd Ruhe zu.

„Nun, da spielst Du ja schon wieder so schön, liebe Martha — jetzt ist Dir wohl besser geworden?“ sagte Herr Arnold, als Martha endigte.

„Ja,“ erwiderte sie „. . . jetzt.“

„Werden wir bald essen können, Auguste?“

„Ich will gleich einmal nachsehen lieber Adolf.“ Frau Arnold rauschte in die Küche, der Direktor aber legte den Arm um seine Tochter und begab sich mit ihr durch den Korridor nach dem Wohnzimmer. Sie stützte sich schwer auf ihn. „Du bist ja heute auffallend schwach, liebes Kind — strengt Dich das Spiel auch nicht an? Dann unterlass' es doch lieber.“

„Nein,“ erwiderte Martha hastig — „das Spiel ist gut . . . das ist grade gut . . .“

„Nimm Dich ein wenig zusammen, mein Herzchen — ja? Damit Wilhelm, weißt Du — — ja, Martha?“

„Ja.“ —

Er öffnete die Thür und ließ sie vorangehen. Im Wohnzimmer standen Wilhelm, Ekkard und Walter. Als die Thür aufging, wandten sie sich. „Da kommt ja unsere Große,“ rief Ekkard. Nun mach' aber 'ne Verbeugung, Wilhelm! Walter — wirst Du wohl —!“

Walter schickte sich eben an, den steifen Rücken Wilhelms mit kräftigem Ruck niederzubeugen, Wilhelm aber entwandt sich ihm und trat leicht errötend auf seine Cousine zu.

„Guten Tag,“ sagte er und bot ihr die Hand. „Daß Sie uns willkommen sind, haben Ihnen gewiß meine Eltern schon gesagt?“

„Ja . . . danke.“ Er wandte sich rasch wieder Ekkard zu — Martha setzte sich. Walter lief zu ihr hin und legte den Kopf in ihren Schooß, um sich bei ihr zu „muscheln.“

„Sieh' mal, Wilhelm, — Bruder und Schwester! Das ist noch 'ne Zärtlichkeit — was?“ rief Ekkard.

„Du hast Deine Schwester wohl recht lieb?“ fragte Wilhelm, indem er Waltern sanft über die dunklen Locken fuhr.

„Ich hab' se lieb! Ich hab' se lieb! Was, Große?“

„Und ich würde Dich noch viel lieber haben, wenn Du nur halb so ungezogen wärst.“

„O — das kannste nich sagen! Was, Ekkard? Das kann se nich sagen!“

Ekkard lachte. Martha sah Wilhelm an, um auch auf dessen Antlitz ein Lächeln zu sehen. Der aber zeigte sein altes, mildes, freudloses Gesicht.

„Kinder, das Essen wird doch noch etwas ausbleiben,“ sagte jetzt Herr Arnold, „ich möchte vor Tisch noch einiges mit Dir besprechen, Wilhelm — willst Du?“

„Gewiß, Onkel —“

„Hier tritt nur bitte in mein Zimmer.“ Herr Arnold öffnete die linke Seitenthür, ließ Wilhelm eintreten und schloß wieder sorgfältig. Setz' Dich bitte aufs Sofa, Wilhelm. Dort läßt es sich am

besten plaudern. Ich werde mir meine Pfeife anstecken — meiner alten Studienpfeife bin ich nämlich treu geblieben. Rauchst Du?"

„Nein, danke . . ."

Herr Arnold zündete seine Pfeife an und ließ sich in der anderen Ecke des Sofas nieder.

Nach einer Pause begann Wilhelm: „Nun möchte ich Dir mal erst danken, Onkel . . ."

„Keine Ursache, lieber Junge, durchaus keine Ursache," wehrte Herr Arnold ab — „ich gewinne doch auch dabei. Ich nehme Dich von Herzen gern in meine Familie auf, Wilhelm — ich weiß, Du wirst Dich hier wohl fühlen und aus Deiner Einsamkeit heraus wieder an dem Leben, das Dich umgiebt, teilnehmen. Ekkard wird, hoffe ich, recht bald Dein Freund werden. Gefällt Dir Ekkard?"

„Sehr."

„Nun, das freut mich. Er ist ein guter, uneigennütziger Mensch und war ein vortrefflicher Schüler. Er wird Dir, wenn Du Dich erst in die neue Umgebung unseres Gymnasiums hineinleben mußt, sehr nützlich sein. Und Walterchen ist Dir ja auch schon gewogen, ein so gutes, offenes Kind."

„Reizend ist Walter."

„Ja, und Grete auch. Martha ist ja schwerer

zugänglich — aber sie hat ein treffliches Herz, sag' ich Dir. Mit der Zeit wirst Du sie kennen lernen."

Hierauf erwiderte Wilhelm nichts.

„Und nun zu Dir, mein lieber Junge," sagte jetzt Herr Arnold und rückte ihm herzlich näher. „Ich kann Dir weiter nichts sagen, hörst Du, weiter nichts denn darin liegt alles: Kopf hoch! Augen auf! Brust heraus! Hab' ich nicht recht, Wilhelm?"

Wilhelm sah ihm schweigend in die Augen, dann nickte er leise.

„Ich halte Dich für einen so tapferen, vernünftigen Menschen, Wilhelm! Das hast Du ja bewiesen! Siehst Du, wenn der liebe Gott uns Prüfungen schickt, dann sind es eben Prüfungen — dann schickt er sie, damit es sich erweisen soll, ob wir erliegen und an seiner Allmacht zweifeln, oder ob wir —"

„An seiner Allmacht habe ich nie gezweifelt," warf Wilhelm ein.

Herr Arnold sah ihn prüfend an, dann fuhr er eifrig fort: „Das wäre auch fürchterlich, Wilhelm, das wäre das Schlimmste, das wäre das Allerschlimmste, was Du thun könntest! Glaube mir. Ich weiß, was Wunden bedeuten, die einem jungen Herzen geschlagen wurden — ich weiß, was es heißt, wenn der Lebenssturm den jungen Frühling schüttelt und

zaust und mit einem Male all' seine vernichtende Häßlichkeit zeigt. Es hat große, hat edele Herzen gegeben, die mit aller Liebe ins Leben hineingingen, und welche dann die Enttäuschung versteint hat! Ja! Aber sollte es nicht auch eine Kraft geben, Wilhelm, den Nacken emporzuheben? Sollte es nicht doch einen Halt, einen Hort geben, an dem man sich klammern kann, der durch das Unglück erst in uns mächtig wird?"

„Ich weiß nicht," sagte Wilhelm.

„Du weißt es wohl! Gottes Liebe, Wilhelm — es giebt ja einen Gott! Halte Dich an das, was Du in der Kindheit gelernt hast! Jene, die da gesündigt haben, traf seine Hand und schlug sie nieder — Du aber bist jung, Du bist schuldlos, Dich wird er nicht verlassen!"

Wilhelm sah vor sich hin, ein eigentümliches Zucken spielte um seine Lippen.

„Ich will Dich nicht erregen, liebes Kind," sagte Herr Arnold, „was helfen hier Menschenworte. Die Schreckenszeit liegt hinter Dir, Deine Eltern ruhen dort, wo es kein Leiden giebt —"

„Onkel ... aber bitte ... wozu denn ... bitte."

„Es thut Dir weh, nun ja — ich will sie nicht mehr nennen. Ehe Du sie ganz vergessen haben wirst, werden noch Jahre dahingehen —"

Wilhelm sah auf, seine Augen hatten einen thränenlos starren Ausdruck: „Wie meinst Du das? . . . Vergessen? . . .“

Herr Arnold schwieg. Nach einer Pause fuhr er fort: „Du bist nicht verlassen, Wilhelm. Danke mir nicht — ich bin Deines Vaters Bruder und thue meine Pflicht. Du bist noch nicht in der schlimmsten Lage, Wilhelm — bedenke das wohl. Hier findest Du alles, was Du brauchst, findest Du Menschen, die Dir mit herzlicher Liebe entgegenkommen. Keinen Dank, Wilhelm! Ist Liebe Verdienst? Und auch Deine Ausbildung soll keine Unterbrechung erleiden. Du warst zuletzt in Obersekunda — ich werde Dich prüfen und zusehen, daß ich Dich in die Prima aufnehmen kann. Wilhelm, Du hast noch eine Zukunft — bedenke das wohl! Verschließe Dein Herz nicht gegen das Künftige. Du kannst frei, ganz frei Deinen Beruf erwählen, kannst frei über Dein Leben bestimmen!“

„Frei?“ wiederholte der Neffe.

„Ja, Wilhelm. Und nun mutig vorwärts! Dem Mutigen gehört die Welt! Armer Junge, ich weiß ja — Du mußt Dich erst wieder an Luft und Sonne gewöhnen — Du hast ja nichts gehabt, gar nichts.“

„Doch . . .“ stieß Wilhelm hastig hervor und erhob sich.

„Ich weiß, was Du meinst," erwiderte Herr Arnold freundlich, „Du hattest Dein Gottvertrauen — nicht wahr? Nun komm' nur zu Tisch, mein Junge."

IV.

Nach Tisch begab sich Ekkard in sein Zimmer und erwartete dort Wilhelm. Er wollte, wenn es irgend anging, schon an diesem Nachmittag Wilhelm zum Sprechen bringen und ihm den Anteil zeigen, welchen er so ehrlich empfand. Keines von des Direktors Kindern hatte seine Worte über die große Aufgabe, die er ihnen gestellt, so tief und wichtig in sich aufgenommen, als der Sohn. Ekkard war eine leicht bewegte, sonnige Natur. Ihm, dem die Schulpflichten unter den Augen des Vaters etwas Leichtes und Selbstverständliches gewesen, der bis heute nur im engen Kreis der Familie, in welche Herr Arnold, das Bild der Wohlanständigkeit, nichts Fremdes hatte gelangen lassen, mit redlich überzeugtem Herzen doch ohne Ernst gelebt hatte, ihm war das, was er über

Wilhelms Schicksal gehört, und all die fürchterlichen Erlebnisse in dessen Elternhause so neu und unfaßlich, er war so gar nicht befähigt, die Tragweite solcher Ereignisse zu ermessen, daß er weiter nichts empfand und dies ganz: dem Verlassenen all das zu geben, was er besaß, und ihm bisher noch kein Schatten getrübt hatte. Woher fand Ekkard auch sonst die Unbefangenheit Wilhelm gegenüber, diesen brüderlich burschikosen Ton? Bei ihm war alles Wille, nichts Verständnis. Alles angeborene Güter, nichts überlegene Menschenkenntnis. So war er imstande, des Vaters Predigten für aus dem Herzen kommende Wahrheiten hinzunehmen, und in dem milden ausdruckslosen Antlitz des Vetters nur ein leicht veranlagtes und ebenso leicht zu „tröstendes“ Gemüt zu erblicken. Ekkard hatte Wilhelm lieb, ehrlich lieb — aus Güte. Und er, der Einzige, der dem Verlassenen sein Herz entgegenbrachte, sollte ihm fern bleiben, fern wie die, welche es nicht thaten.

Ekkard betrachtete jetzt Wilhelms Handkoffer und versuchte ihn zu öffnen. Er war aber zugeschlossen, und der Besitzer hatte den Schlüssel. Da trat Wilhelm ein.

„Du brauchst keinen Verdacht zu bekommen, daß ich hier an Deinem Koffer rumbastele,“ rief ihm Ekkard lachend entgegen. „Hast Du den Schlüssel da?

Ich möchte Dir in der Kommode ein Fach für Deine Sachen einrichten."

„Bemüh Dich doch nicht, Ekkard — ich brauche ja kein ganzes Fach. Zwei Anzüge hab' ich und ein bißchen Wäsche.

„Schließ nur bitte auf."

Wilhelm kniete vor dem Koffer nieder und entnahm ihm seine Habseligkeiten.

„Na, das geht ja," urteilte Ekkard, „das läßt sich ja unterbringen."

„Mach Dich bloß nicht lustig über mich."

„Nein, nein — bewahre. Aber Deine Hosen mußt Du anders zusammenlegen, sonst kriegen sie Kniffe."

„Da hast Du Recht. Ich bin ein bißchen zu eilig von Stettin weggefahren."

„Ach, nun kommen wohl die Schätze?" rief Ekkard, als er des eingeschlagenen Bildes ansichtig wurde. Darf man fragen, was dahinter steckt?"

„Ach nichts . . . 'ne Zeichnung."

„Zeichnest Du gut? Da kannst Du schon was, was ich nicht kann. In den unteren Klassen hat mir das Zeichnen immer die Censur verdorben."

„Es ist auch bloß geschmiert . . ." versetzte Wilhelm halblaut, indem er Ekkard das Bild entzog.

„Darf ich's nicht mal sehen? Ich interessiere mich für sowas."

„Ach . . . aber heute nicht, lieber Ekkard. Ich möchte . . . ein andermal — ja?“

„Wie Du willst,“ sagte Ekkard etwas verwundert — Du, da muß man ja Verdacht kriegen.“

„Wieso?“

„Na ist das Bild Masculini oder Feminini generis? — Das wirst Du mir doch wohl sagen können!“ Er lachte, und um Wilhelms Mund spielte es auch wie ein Lächeln.

„Wahrhaftig — mehr feminini!“ sagte er.

„Hab' ich's nicht gesagt?“ freute sich Ekkard. „So. Hier hast Du Dein Fach, nun schließ zu und behalte den Schlüssel. Jetzt wollen wir uns ein bißchen flezen. Komm auf's Sofa, Wilhelm.“ Sie nahmen beide auf dem kleinen Ledersofa Platz. „Hier ist was Rauchbares. Du rauchst nicht?“

„Nein. Ich wunderte mich eigentlich schon, wie mich Dein Vater danach fragte.“

„Ach, Du meinst als Gymnasialdirektor! Nö, darin ist er nicht so streng. Überhaupt gemütlich ist doch mein Alter! Was?

„Er ist ausgezeichnet gut.“

„Na ja — Dir kommt das ungewohnt vor . . .“ Ekkard stockte, er glaubte eine Dummheit gesagt zu haben. Auf diese Art konnte und durfte er Wilhelm nicht zum Sprechen bringen.

„Du bist so großartig durch's Examen gekommen, hab' ich gehört?“ fragte ihn Wilhelm ablenkend.

„Na — großartig war es nicht. Mein Alter hat vorher kolossal mit mir gepaukt.“ Ekkard dachte bei diesem ehrlichen Geständnis nicht an Wirkung — doch ein solches Wort gerade berührte Wilhelm tiefer als alle Predigten des Herrn Arnold.

„Es wird mir wohl nicht leicht werden, mich hier in die neue Schule einzuleben. Was meinst Du, Ekkard?“ fragte er.

„Das stellst Du Dir schlimmer vor, als es ist. Da kannst Du Dich auf meinen Alten verlassen, der weiß Bescheid. Wenn der Dich in die Prima aufnimmt, gehörst Du auch rein. Und im übrigen — ich kenne doch den Rummel. Was Du jetzt zu arbeiten bekommst, habe ich alles schriftlich. Verstehst Du was nicht, kommst Du zu mir. Ich bin dafür der richtige Mann, Wilhelm.“

Wilhelm gab ihm die Hand.

„Vorläufig sind ja Ferien,“ fuhr Ekkard fort, „und ich befinde mich im ersten Semester. Vorwärtskommen wirst Du schon — das ist gar keine Frage.“

„Ich bin nie ein besonderer Schüler gewesen,“ sagte Wilhelm. Seitdem ich in Tertia das Nervenfieber hatte —“

„Du hast mal das Nervenfieber gehabt?“

„Ja. Seitdem ist es mir nicht mehr möglich, länger als eine Stunde hintereinander zu schreiben oder zu lernen. Ein scheußliches Gefühl, sag' ich Dir."

„Länger wie eine Stunde brauchst Du auch nicht hintereinander zu arbeiten. Dann machst Du eben 'ne Pause und fängst dann wieder an. — Wir haben hier auf der Schule ein paar famose Knöppe, die Dir auch gefallen werden," fuhr Ekkard fort; „Du wirst freilich nur bei dem einen Stunde haben — Das ist der Ordinarius von Obersekunda, Professor Bezold, der mich jetzt auch geprüft hat. Der andere ist noch ein ganz junger Kerl, der letzte ordentliche Lehrer, aber hat was los, sage ich Dir. Zweigel heißt er."

„Was giebt er?" fragte Wilhelm.

„Er soll jetzt in Obersekunda Deutsch geben. Einstweilen quält er sich mit den Sextanern 'rum, da ist er Ordinarius. Sein Hauptgebiet ist Litteratur."

„So?"

„Ja, wirklich ganz bedeutend. Und Dir wird er vielleicht doppelt interessant sein, er ist nämlich ein ganz moderner Kopf — ich versteh' zwar von den jetzigen Dichtern nichts und lese auch nichts, aber es genügt mir vollkommen, Zweigel darüber sprechen zu hören."

„Wieso glaubst Du — mir doppelt interessant?" fragte Wilhelm langsam.

Ekkard lächelte ihn listig an: „Na, ich weiß doch . . .“

„Was?“

„Du hast doch auch schon was verbrochen! Gedichte — Du!“ Er drohte Wilhelm.

„Gott, wie jeder mal.“

„Na, na — ich traue Dir sogar was zu. Die Stillen sind die Richtigen.“

„Du bist auf ’ner falschen Fährte, Ekkard.“

„Ich will ja nicht in Dich dringen — und ’ne Schande wär’s doch weiter auch nicht? Wie?“

„Nein . . . Schande . . .“

„Hast Du nicht auch mal was Größeres gemacht, ich meine solch’ Festgedicht? Früher mal? Mir ist doch so.“

„Ach, das Ding, wie mein Vater seinen fünfzigsten Geburtstag hatte . . .“

„Mein Alter war damals bei Euch drüben in Stettin. Er erzählte uns von Deinem Gedicht. Es hatte ihm sehr gefallen.“

„So?“ — Wilhelm sah vor sich hin. Ekkard hatte etwas auf dem Herzen, er machte einige nervöse Bewegungen mit dem Stuhl, lächelte verlegen, endlich erhob er sich. „Wilhelm, ich möchte Dich mal was fragen.“

„Bitte.“

„Du mußt mir's aber nicht übelnehmen, die Frage ist ein bißchen eigentümlich . . . Könnten wir beide wohl . . . so recht gemütlich . . . ich meine . . . befreundet werden?"

Wilhelm sah überrascht in das aufrichtig gespannte Antlitz des Vetters. „Das sind wir doch wohl schon?"

„Nein, weich mir nicht aus, Wilhelm versetzte Ekkard ernst, „ich habe mir's überlegt. Du braucht jemanden, nicht war? Ich stell's mir wenigstens so vor. Du brauchst jemanden — mit dem Du reden kannst."

„Worüber?"

Ekkard war durch diese Frage etwas schmerzlich betroffen — verstand ihn Wilhelm nicht oder wollte er ihn nicht verstehen? „Worüber? Ja . . . das kann ich Dir auch nicht sagen."

Nach einer Pause erhob sich Wilhelm und trat zu ihm hin: „Nimm jetzt auch mir eine Frage nicht übel, Ekkard: ich weiß . . . ich bin auch so dankbar dafür, wie gut ihr alle gegen mich seid . . . so gut, wie ich's gar nicht verdient habe . . . ich kann mir ja denken, Ekkard: Dein Vater hat Euch gesagt, Ihr sollt gut zu mir sein . . . nicht wahr . . . Dein Vater . . . Nimm's mir nicht übel, Ekkard . . ."

„Gott bewahre. Du hast ganz recht. Mein

Vater hat überhaupt die ganze Sache mit Dir in die Hand genommen — wir kannten Dich doch nicht. Aber Du traust mir doch zu, Wilhelm: am meisten Verständnis, ich meine so das richtige Gefühl für alles habe ich bloß. Ich bin so alt wie Du — na, ein Jahr älter. Mit den Mädels kannst Du doch nicht reden. Höchstens mal mit meinen Eltern. Das überlasse ich Dir, ja, Wilhelm."

Ekkard schwieg — er glaubte genug gesagt zu haben. Wenn Wilhelm jetzt nicht das übrige sagte, war ja doch alles vergeblich.

Nun aber sprach Wilhelm, er sprach in anderem Tone als sonst, sonderbar ernst und schwer, daß Ekkard tief davon betroffen wurde. „Ich weiß, was Du meinst. Du stellst Dir das Aussprechen anders vor, als es ist. Ich kann Dir weiter nichts sagen, als: Ich habe einen Freund, wenn ich mich nicht mit ihm auszusprechen brauche."

Ekkard sah ihn vorwurfsvoll an: „Meinst Du das bitter?"

„Wie?"

„Ich meine, ob Du niemanden haben willst? —

Da lächelte Wilhelm wieder in seiner freudlosen Art: ich sage Dir doch — dann habe ich einen." —

Es kam eine Pause. Ekkard ging schweigend im Zimmer auf und nieder — er hielt Wilhelms Worte

für eine unbegründete Zurückweisung und wollte sich nicht dabei beruhigen. Es bleibt doch alles unter uns, Wilhelm," sagte er endlich; „wenn Du mir was zu sagen hast, hört doch weiter kein Mensch davon!"

„Sieh mal, Ekkard . . . erwiderte Wilhelm, „bei dieser Sache mußt Du nicht in mich dringen. Ich weiß ja selbst, daß ich unausstehlich bin. Das bin ich. Hier finde ich die allergrößte Liebe und Freundlichkeit — ich kann nur nicht so leicht daran — glauben, Ekkard. Wirklich nicht."

„Wilhelm!"

„Versteh' mich um Gotteswillen nicht falsch. Du hast noch keinen Grund gehabt, an Deinem Glauben zu zweifeln. Heut will ich noch mit Dir reden, Ekkard — damit Du nicht beleidigt bist. Aber ich hoffe bestimmt, Du fängst dann selbst nicht wieder davon an, — Meine Eltern waren in Stettin als wohlhabende Leute bekannt. Das hast Du auch nie anders gehört — nicht wahr?"

„Nein," antwortete Ekkard bestürzt, als er Wilhelm nun selbst so freimütig reden hörte.

„Ich natürlich auch nicht. Ich bin ganz gewissenlos erzogen worden. Meine Mutter hatte keine Ahnung von unseren Verhältnissen und verkehrte in Gesellschaften, ich sah sie nur selten — mit meinem Vater kam ich bloß in Berührung, wenn er mir mal eine

Ohrfeige gab, sonst ging er in sein Geschäft und verkehrte außer dem Hause. Wunderst Du Dich nicht, daß ich da ein so schönes Geburtstagsgedicht auf ihn gemacht habe, Ekkard?"

Ekkard antwortete nicht.

„Ich habe seitdem kein Gedicht wieder gemacht," fuhr Wilhelm leise fort, „und das war gut. Ich ahnte ja, was kam. Ja, Ekkard, ich ahnte es genau, daß ich's beinahe wußte. Aber ich war still. Und denke Dir — ich regte mich nicht einmal dabei auf, Ekkard."

„Doch wohl," flüsterte jener. „Als Du meinem Vater damals adieu sagtest, sollst Du doch gesagt haben: ‚Auf Wiedersehen — aber hoffentlich anders als jetzt!'"

Wilhelm besann sich, dann fragte er, indem er seinen ruhigen Blick auf ihn heftete: „Wie hat Dein Vater das damals verstanden?"

„Wie Du mir eben sagtest. Du hättest Euer Unglück geahnt und darauf angespielt. War's nicht so?"

„Ungefähr," erwiderte Wilhelm, und wieder spielte das Lächeln, welches kein Lächeln war, auf seinen Lippen.

„Willst Du, bitte, weiter erzählen," sagte Ekkard befangen.

Wilhelm fuhr fort: „Eines Morgens, als ich noch im Bette lag, hörte ich halb im Traum ein fürchterliches Geschrei. Ich fuhr in die Höhe, konnte mich aber nicht gleich ermuntern. ‚Steh'n Se auf, Herr Willem! Steh'n Se auf, Herr Willem! Ihr Vater hat sich was zu Leide gethan!‘ Unsere Köchin stand vor mir. ‚Zu Leide?‘ fragte ich. Sie antwortete mir nicht. Da kam ein zweites, noch gräßlicheres Geschrei aus der Nebenstube — ich rannte hinüber. Da lag mein Vater auf dem Sofa — hatte etwas in der Hand — das rauchte — und über ihm ausgestreckt lag meine Mutter. Du weißt wohl, was dann kam. Mein Vater wurde beerdigt, als der Staatsanwalt die Leiche frei gegeben hatte — meine Mutter wurde verrückt und war eines Morgens auch tot — unser Geschäft kam in Konkurs — und ich wurde rausgeschmissen. Wann willst Du wieder mit mir reden, Ekkard?“

Diese Erzählung aus dem Munde dessen, der sie selbst erlebt, hatte auf Ekkard einen Eindruck gemacht wie nichts zuvor. Er zitterte — Thränen standen ihm in den Augen. „Nein, Wilhelm, nein . . .“ sagte er.

„Rege Dich nicht auf, Ekkard. Du siehst ja, ich habe damals keine Dummheit gemacht. Es wäre vielleicht keine Dummheit gewesen — aber ich hatte was, wofür ich leben bleiben mußte.“

„Kannst Du mir das nicht sagen?!“

„Nein, Ekkard, das kann ich Dir nicht sagen ... Das könntest Du Dir nur denken.“

Über Ekkards gutes Gesicht glitt es da wie freudige Überraschung. „Etwa vielleicht das — was — wonach ich Dich vorhin gefragt habe?“

„Nein ...“

Ekkard sah ihn zweifelnd an und verließ das Zimmer.

Der Blonde nahm das Bild aus der Kommode.

V.

Zur Zeit, da Wilhelm von einem Nervenfieber hingestreckt im Elternhause zu Stettin lag, erschien ihm eines Nachts ein Traumbild, welches auch alle folgenden Nächte wiederkehrte und die Krankheit erst zu einer lebensgefährlichen machte. Seinen Eltern und dem Arzte erzählte er nichts davon und besaß überhaupt die Eigentümlichkeit, daß er, im Gegensatz zu anderen Typhuskranken nicht phantasierte, wenn auch sein Hirn von allen Qualen des Traumes gepeinigt wurde. Nach überstandener Krankheit waren ihm die grauenhaften Bilder entschwunden bis auf

eins, das oben erwähnte, und dieses trat nun auch in seinen gesunden Schlaf — Nacht für Nacht, so daß er es am Abend schon immer erwartete.

Eine Gestalt trat zu ihm, die er nie gesehen hatte, und die ihm doch vertraut war. Sie brachte ihm einen Lorbeerkranz mit, und wenn er nach dem Kranze griff, fühlte er sich von seinen Zweigen gefesselt, gezogen, nicht aufwärts zum Licht — tief in die Erde hinein, und Grabeskühle kam ihn an. Die Gestalt lag neben ihm, ein Skelett. Und den Kranz, den Wilhelm nicht lassen wollte, hielt auch die Knochenhand krampfhaft umschlossen.

Wilhelm hätte diesem Traum keine Bedeutung zugemessen, wenn ihn nicht ein sonderbarer Zufall anders gestimmt hätte. Er hatte von einem Schulfreunde einmal aus dessen elterlicher Bibliothek den Kleist geliehen, und war durch diese Lektüre in einen merkwürdigen Zwiespalt mit dem bisherigen Dichter seiner Seele, Schiller, und den Uhlandschen und Schwabschen Gedichten, die er in der Schule las, geraten. Goethe kannte er wenig, Goethe zog ihn auch nicht an. Aber Kleist. Ihm war, als begegnete er hier seiner eigenen Natur in ausgesprochenen Worten wieder. Der Traumschleier, in welchem Homburg und Käthchen leben, in welchem Penthesilea den Sieg über Achill ersehnt, und aus dem die düstere Hermanns-

schlacht gedämpft ertönt — Wilhelm empfand ihn vor Augen, wenn er ihn auch nicht sah. Sein Dasein glich dem der Gestalten Kleists: Träumen im vollsten Lebensausdruck. Leben und schlafen zugleich. — So hatte er die Kleistischen Werke zum erstenmale gelesen. Als er sie zum zweitenmale las, war die Wirkung wieder eine andere. Er fühlte jetzt Begeisterung, und die wilde Schlagkraft, das stahlharte und blumenkeusche Gefüge dieser Verse riß ihn zu einer hingebenden, betenden Liebe hin. Als er Kleist zu lieben begann, las er ihm zum drittenmale und begann ihn zu studieren. Nun entzückten ihn die Feinheiten der Charakteristik, die poetischen Einzelzüge — doch vor Allem stand gebietend die Gestalt des Dichters, und Wilhelm las nichts von ihm, ohne an ihn zu denken. Kleist hatte ihm ein neues Leben gegeben, Kleist nahm ihm aber auch die Jugend fort. Fünfzehn Jahr war Wilhelm alt, doch Jugend lag nur in seiner Erscheinung. Er kam mechanisch seinen Schulpflichten nach, arbeitete fieberhaft schnell, um nur fertig zu werden, und laß dann Kleist. Das Käthchen und der Prinz von Homburg waren sein alles, in seinen Schlaf aber traten sie nicht. Dorthin trat nur das wunderbare Traumbild.

Niemand sah es dem Verschlossenen an, was seinen Geist befangen hielt. Die Schule, das häus-

liche Leben wurden ihm gleichgiltige Dinge, die er nur rasch zu erledigen und abzuwerfen trachtete — um wieder lesen zu können. Zu seinem nächsten Geburtstage wünschte er sich als einziges Geschenk die Kleistischen Werke. Der Vater ließ sich herbei, sie ihm zu kaufen, in schönem Prachteinband, damit sie auch auf dem Salontisch paradieren könnten.

Als Wilhelm am Abend seines Geburtstages den ersten Band öffnete, fand er am Anfang des Buches das Bildnis Kleists, den hübschen, unbefangenen Mädchenkopf. Wilhelm war glücklich, seinen Gott im Bilde sehen zu können, der Freude aber gesellte sich bald ein drückendes Gefüht der Bangigkeit zu. Nicht allein der sonderbare Kontrast zwischen der Erscheinung des Dichters und seinen Werken erschreckten ihn, noch etwas Anderes, Unfaßbares, Entsetzliches sah ihn aus dem sanften Profil an. Bis Mitternacht noch saß Wilhelm am Tisch, die Augen mit starrem, suchendem Ausdruck auf das Bild geheftet — dann ging er erschöpft zur Ruhe. — Der Traum kam diesmal später als sonst. Irre, tanzende Nebelgestalten zogen anfangs an seinem Geiste vorüber, dann aber ballten sie sich zusammen, und im bläulichen Lichte erschien die Gestalt mit dem Lorbeerkranz. Sie glich in jedem Zuge dem Bildnis in Wilhelms Buch. „Kleist!“ schrie er auf und erwachte. Nacht war um

ihn her. Die Gestalt war fort. Er wälzte sich noch bis zum Morgengrauen auf seinem Lager, und als er sich erhob, fühlte er einen so vernichtenden Kopfschmerz, daß er nicht zur Schule gehen konnte. Er wollte Gewißheit haben und hatte doch nicht den Mut, das Buch wieder aufzuschlagen. Endlich that er's — ihm blieb kein Zweifel mehr: er erkannte sein Traumbild wieder.

Welche Bedeutung konnte das haben, dieser fürchterliche Zufall. Denn Zufall durfte es doch nur sein. Zufall? War ihm der Traum nicht schon früher erschienen, als er das Bild gesehen hatte? Das Herz stockte ihm — er fühlte eine mächtige Verbindung zwischen sich und Kleist — sie beide: das war sein Schicksal. Den Kranz, der ihn hinabzog ins Grab, wo sich die schöne Gestalt in ein Skelett verwandelte, rauschte ihm jetzt vollständig vor Augen. Er faßte ihn, drückte ihn und ließ sich willig fesseln. Die Werke, die er bisher nur geliebt, wurden ihm nun vertraut, wie eigenes Erzeugnis. Seine Natur verfiel so in jeder Faser dem Dämon, daß er sich oft Zeit und Ort entrückt fand und zu Kleists Zeiten mit Kleist lebte und litt.

Dem Bilde in seinem Buche war eine kurze Lebensbeschreibung beigegeben. Wilhelm achtete nicht der einzelnen Daten, der geschichtlichen Ereignisse, er

sah nur die Enttäuschung, sah nur den Tod. Dieser Ausgang erschreckte ihn nicht. Wie konnte Kleist anders gelebt haben, als im ewigen Fluch der Enttäuschung. Ihn verstehen, ihn ganz begreifen aus sich selbst heraus, verbot ja das Traumbild, und Wilhelm vermischte hier Traum und Wirklichkeit. Kleist war der Tod das Ergebnis des Lebens gewesen. Für ein Ergebnis muß man leiden, dachte Wilhelm, und Kleist fand doch zuletzt noch ein so unendliches Glück, die Gefährtin ins Unbekannte. Wie glücklich mußte er am Ende gewesen sein. Um wieviel glücklicher, wenn er mit sich auch seine Werke hätte vernichten können. Dann freilich hätte er sie nicht gehabt . . .

Was hatte das Traumbild zu bedeuten. Das Traumbild. Er schauderte und war doch selig zugleich. Die Lösung des Rätsels aber, daß auch er wohl berufen wäre den Kranz zu umspannen, erhellte sich ihm noch nicht.

Der letztvergangene Winter kam. Als Wilhelm von der Beerdigung seines Vaters im Schneegestöber nach Hause ging, kam ihm unterwegs der Gedanke, alles, was er für Kleist empfand, zu Papier zu bringen. Kein Zweifel an seiner Fähigkeit stieg dabei in ihm auf. Ihm war diese Niederschrift etwas Selbstverständliches. Zu Hause angelangt schritt er an seiner

Mutter, die blödsinnig vor Schmerz auf dem Sofa lag, stumm vorüber und setzte sich wie zu einem wichtigen Geschäfte an den Arbeitstisch. Vom Sofa her tönte dumpfes Stöhnen — er dachte an Kleist. Die Mutter fuhr plötzlich auf und stürzte in einem Wutanfall auf ihn ein — er wehrte sie ab, schleppte sie wieder zum Sofa hin, kehrte an seinen Tisch zurück und dachte an Kleist. Am Abend verfiel die Mutter abermals in Umnachtung, und als der Sohn sie beruhigen wollte, schlug sie ihn zu Boden. Ein Arzt kam. Er ließ die Frau fesseln und zu Bett bringen. Am anderen Morgen war sie tot. Niemand wußte, was ihr die Erlösung gebracht hatte. Wahrscheinlich ihr eigener Schmerz. Wilhelm brachte nun auch die Mutter zum Kirchhof hinaus, sein Antlitz aber zeigte keine Erregung, es war wie aus Stein gehauen. — Als dann die Wohnung gerichtlich versiegelt wurde, und Wilhelm auf der Straße stand, fiel ihm ein, aus seinen Kleistgedanken könnte ein Drama werden. Ein Lächeln ging über sein Antlitz — er folgte der Aufforderung des Herrn Arnold, nach Berlin zu kommen, willig und ohne Bedenken.

VI.

„Kommst Du Kaffee trinken, Martha?“ rief Grete in das Zimmer der Schwester hinein, als die Direktorfamilie bis auf sie und Wilhelm im Eßzimmer versammelt saß.

„Gleich!“ antwortete Martha.

„Ist Dir was?“

„Nein . . . geh' nur, ich komme gleich nach.“ Grete ging ins Eßzimmer zurück.

Martha erhob sich vom Sofa, auf dem sie nach ärztlicher Vorschrift ihre tägliche Mittagsruhe gehalten. Während sie sich aufrichtete, überkam sie ein Angstgefühl, so quälend und ungewohnt, wie sie es nie empfunden. Da sie sonst nur ruhte, hatte sie heute geschlafen und sogar geträumt. Der Traum war häßlich gewesen, sie konnte sich aber nicht auf seinen Inhalt besinnen. Nachdem sie noch eine Weile nachgedacht, schritt sie mit gebeugtem Haupt dem Eßzimmer zu.

„Nun, Ihr kommt ja heute einer nach dem andern!“ rief ihr Herr Arnold wohlgelaunt entgegen. „Setz' Dich, liebes Kind, die Milch ist schon eingegossen.“

„Milch?“

„Kaffee darfst Du doch nicht trinken."

„Am liebsten nichts."

„Nun, der Appetit wird sich schon einstellen," meinte Herr Arnold — „kommt denn unser Wilhelm noch nicht?"

Diese Frage übte auf zwei Mitglieder der Tafelrunde eine eigenartige Wirkung aus. Martha fuhr zusammen, als wenn ein Zugwind sie durchschauerte, und Ekkard machte ein sonderbar furchtsames Gesicht. Herr Arnold, der grade die Tasse zum Munde führte, bemerkte den Eindruck seiner Worte nicht, wohl aber seine Gattin, und ihr mütterlicher Instinkt ließ einen Gedanken in ihr aufsteigen, der sie für einen Augenblick erschreckte, aber wie ein flüchtiger Hauch sie gleich wieder verließ. „Walterchen," sagte sie, „ruf' doch Wilhelm einmal, aber klopfe erst an."

Der Kleine rannte spornstreichs davon.

„Er hat noch stark mit der Befangenheit zu kämpfen," sagte Herr Arnold, als er sich endlich von seiner Kaffeetasse getrennt hatte. „Das ist aber nicht zu verwundern. Nicht, Ekkard?"

Ekkard sah stumm vor sich hin. „Hörst Du, Ekkard?" Herr Arnold blickte etwas überrascht auf seinen Sohn, der ihm doch sonst immer mit Begeisterung zugestimmt hatte.

„Ich glaube . . ." druckste Ekkard hervor, „wir

halten den doch für anders . . . als er ist.“ Aller Augen richteten sich auf ihn, auch in Marthas war Spannung zu lesen.

„Warum?“ fragte Herr Arnold interessiert, „hast Du ihn zum Sprechen gebracht?“

„Das nicht . . . . er sagte da was . . . . aber ich möchte das jetzt nicht wiedergeben. Er kommt ja doch gleich rein.“

„Du hast recht,“ entschied der Vater nach einiger Überlegung. „Wenn er Dir sein Vertrauen geschenkt hat, darfst Du es gewiß nicht mißbrauchen. Es freut mich, daß Ihr Euch nahe gekommen seid.“

„S e i d Ihr Euch nahe gekommen, Ekkard?“ fragte Martha und sah dem Bruder in die Augen.

Ekkard wurde rot: „Gott, wie das so ist . . . . am ersten Tage . . . .“

„Ekkard hat Recht,“ bestätigte Herr Arnold und goß sich die zweite Tasse ein.

Nun brachte Walter im Triumph Wilhelm herbei. „Er wollte erst gar nicht mitkommen!“ erzählte der Schlingel.

„Warum denn nicht, Wilhelm?“ fragte Herr Arnold. „Es ist doch so gemütlich, alle zusammen den Kaffee trinken zu können!“

„Ach, was red'st Du denn, Walter,“ sagte Wil=

helm verlegen — „ich hatte mir nur was fortzulegen. Entschuldige, Onkel.“

„Nun setze Dich nur. Hier neben mir, und Martha gegenüber.“

Er nahm Platz. Während Martha sich nicht überwand, aufzublicken, betrachtete er sie, die im milden Schein der vor ihr stehenden Lampe weniger blaß aussah, wie am Vormittag, naiv und nachdenklich. Frau Arnold und Grete warfen ihm verstohlene Blicke zu, Ekkard vermied es ihn anzusehen.

„Weißte schon, Papa — Wilhelm kann wunderschön malen!“ rief Walter.

„So? Ei wie schön! Davon werden wir hoffentlich auch etwas zu sehen bekommen?“

Wilhelm war blaß geworden, sein stummer Blick schien Walters geschwätzigen, kleinen Mund gewaltsam schließen zu wollen. Walter aber machte es grade Freude, den stillen Vetter ein bißchen in Verlegenheit zu setzen, er erzählte unbeirrt weiter: „Ja, wie ich'n vorhin gerufen habe, hatte er grade ein Bild vor, sehr schön — so mit bunter Kreide gemalt. Das konnte er nicht so schnell wegstecken.“

„Hast Du nicht angeklopft?“ fragte Frau Arnold streng.

„Jawohl — und dann bin ich gleich reingelaufen.“

„Man wartet erst auf Erlaubnis!“ — Grete lachte.

„Was stellt denn Wilhelms Bild dar, Walterchen?“ fragte Herr Arnold.

„Ach, da sind solche schwarze Wolken, ’ne Masse — und aus den Wolken sieht ein Kopf raus!“

„Ein Kopf?“

„Ja. Aber ganz gemütlich.“

„Das ist ja eine eigenartige Idee; ich werde Dich unserem Zeichenlehrer empfehlen, Wilhelm,“ sagte Herr Arnold. „Willst Du uns das Bild nicht einmal zeigen?“

Es ist noch nicht fertig, Onkel.“

„Hm. Nun dann vollende es nur.“ Herr Arnold stand auf und begab sich in sein Studierzimmer. Die ewige Zurückhaltung des Neffen hatte ihn doch etwas peinlich berührt. Als auch die Frau das Zimmer verlassen hatte, wandte sich Wilhelm, dem es peinlich war, mit Martha allein zu bleiben, an Ekkard: „Darf ich zu Dir reinkommen?“

„Jawohl,“ entgegnete dieser — „bitte.“

„Ach einen Augenblick noch, Ekkard,“ rief da Martha — Sie entschuldigen schon.“

Wilhelm nickte verwirrt und ging.

„Interessanter Gesellschafter, der Herr Wilhelm!“ moquierte sich Grete, als er hinaus war.

„Interessant braucht er auch nicht zu sein," erwiderte Ekkard.

„Na — jeder nach seinem goût!" Grete ließ Bruder und Schwester allein.

Ekkard sah wohl, wie seine Äußerung, die er vorhin über Wilhelm gethan, die Schwester beschäftigte, und es war ihm peinlich, gerade ihr Aufklärung zu geben. „Was willst Du, Martha?"

„Ach, nichts besonderes. Papa hat ja recht. Du darfst ja nicht erzählen, was Wilhelm Dir gesagt hat."

„Beschäftigt Dich das noch? War wirklich nichts Besonderes."

„Fingst Du mit ihm an?"

„Ja. Das war wohl dumm von mir — was?"

„Nein . . . er wird Dich wohl richtig verstanden haben."

Ekkard sah vor sich hin. „Ich weiß nicht," meinte er leise.

„Was hast Du ihn denn gefragt?"

„Gott, ich hab' ihn gefragt, weißt Du — ob wir so richtig — befreundet werden könnten . . ."

Über Marthas Antlitz ging eine flüchtige Röte. „Das hast Du ihn so einfach gefragt? Was sagte er darauf?"

Er hat mir keine direkte Antwort darauf ge-

geben . . . Er erzählte mir bloß . . . wie das alles so gewesen ist bei ihm zu Haus —"

„Das war eine Antwort, Ekkard," sagte Martha und sah ihn an.

„Nu ja, ja . ." stotterte er verwirrt . . . „ich will ihn auch nicht wieder . . . ich hab's aufgegeben."

„Was hast Du aufgegeben?"

„Ich meine . . . was aus ihm rauszubringen."

„Das kann wohl niemand." Sie spielte eine Weile mit dem Löffel in der Tasse herum, dann sagte sie lächelnd: „Weißt Du — wie mich das Bild, von dem Walter vorhin erzählte, berührt hat, Ekkard . . ."

„Na ja, natürlich!" rief der Bruder ärgerlich. „Das fehlte noch, daß Du auch mit Wilhelms Geschichten zu thun kriegst! Du mit Deinen Nerven! Laß Dich gar nicht mit ihm ein, Martha!"

VII.

Ekkard vermied es den Abend über noch mit Wilhelm allein zu sein. Als dieser auf Anraten der Direktorin, er werde wohl von der Reise ermüdet sein, um zehn Uhr schon gute Nacht sagte und sich zurück-

zog, blieb Ekkard noch eine Stunde im Wohnzimmer sitzen und las die Zeitung. Als die Uhr elf schlug, begab er sich vorsichtig in sein Zimmer. Wilhelm lag schon im Bett und schlief. Ekkard zündete das Licht an und betrachtete das von dem flackernden Schein beleuchtete Antlitz des Schlafenden. So ruhig und ausdruckslos wie im Wachen war es nun auch im Schlaf. Nicht einmal die Lippen bewegten sich und zeigten, daß er träumte. Leblos lag die hagere, unentwickelte Gestalt im Bett, die Augenlieder fest zusammengepreßt, die Wangen ohne Röte — Ekkard wurde unwillkürlich an einen verstorbenen Freund erinnert, wie er ihn zuletzt auf dem Totenbette gesehen.

Es wandte sich ab und entkleidete sich langsam. Ein sonderbares Gefühl der Beengung hatte ihn ergriffen. Am Vormittag noch hatte er sich darauf gefreut, seine liebe „Bude“ mit Wilhelm teilen zu können — jetzt war ihm der alt vertraute Raum unheimlich geworden, da er den einem Toten ähnelnden Schläfer darin erblickte. Die schreckliche Erzählung vom Nachmittag kam ihm nicht aus dem Sinn. Er sah ja ein, daß er einen Fehler begangen, daß er wohl unzart gewesen, doch die Zurückweisung Wilhelms schmerzte ihn nicht so, als es ihm unheimlich war, daß zwischen ihnen beiden etwas bestand, was er Wilhelm ganz erfüllen sah, und woran er selbst keinen

Antheil haben konnte. Seine in keiner Hinsicht komplizierte Natur wehrte sich gegen solche — Dämmerung, solche Unnahbarkeit, und wenn er es auch aufgegeben hatte, Wilhelm ein Freund zu werden, wollte er sich doch über die Denkweise des Vetters im Klaren sein. Denkweise. Über diesen Begriff kam Ekkard nicht hinaus. Hatte der Vater recht gethan, als er dies fremde Element in ihr stilles Heim zog? Ja — denn es sollte wohl eine Wohlthat sein. Wo blieb aber ihr schöner Friede, ihre Gemütlichkeit? Ekkard seufzte, streckte sich erschöpft im Bett aus und löschte das Licht.

Er schlief einen traumlosen Schlaf. Um die vierte Morgenstunde erwachte er gegen seine Gewohnheit und war sogleich munter. Erstes Tagesgrauen füllte das Zimmer. Ekkard rieb sich die Augen und sah von ungefähr zu Wilhelms Lager hinüber. Das Herz stand ihm still. Was war das? — Wilhelm hatte das Lager verlassen und saß im Nachthemd, die bloßen Füße krampfhaft unter den Stuhl gezogen, am Tisch, das fahle Antlitz in die Hände gepreßt, die Augen offen, weit offen, entzückt, begeistert und doch ohne Leben . . . „Wilhelm, Wilhelm,“ flüsterte Ekkard, „was hast Du? Warum schläfst Du nicht?“

Wilhelm antwortete nicht. Ekkard aber war keine feige Natur, er sprang aus dem Bett und ging

auf den offenbar Träumenden zu. „Wilhelm,“ sagte er halblaut.

Da sah er ihn an, die Augen glanzlos und sprechend zugleich — er flüsterte: „Es geht nicht.“

„Was geht nicht, Wilhelm?“

„Es geht nicht.“ Sein Haupt fiel schwer auf den Tisch.

Ekkard besann sich, ob er den Vater zu Hilfe rufen sollte; als er aber nach der Thür eilte, um es zu thun, rief ihm Wilhelm angstvoll nach: „Ekkard ... was denn ... wo willst Du denn hin!“

„Du bist nicht wohl — komm — ich bring Dich zu Bett, Wilhelm.“

„Ja, ja — danke ...“ Er ließ sich ruhig niederlegen. „Bin ich denn aus dem Bett gefallen, Ekkard?“ fragte er nach einer Pause.

„Nein — Du mußt sehr lebhaft geträumt haben — hast Du denn das öfters?“

„Was?“

„Daß Du so aus dem Bette steigst und Dich an den Tisch setzest?“

Wilhelm starrte ihn an: „Hab ich ... ach ... Ekkard ... thu mir die Liebe ... es ist nichts .. wahrhaftig nicht ... es sind Träume ... thu mir bloß die Liebe ... erzähl nichts davon .. Ekkard.“

„Unser Hausarzt müßte es wissen, Wilhelm.“

„Nein — nein . . . wozu denn . . . ich bin ja nicht krank . . ich weiß ja, was es ist . . .“

„Was ist es?!“

„Ich weiß nicht . . . geh zu Bett . . ja . . geh zu Bett . . . aber Du versprichst mir doch . . Du red’st nicht darüber?“

„Nein, nein.“

Ekkard legte sich wieder — doch kam kein Schlaf in seine Augen. Er sah die bleiche Gestalt vor sich am Tische sitzen, und heiß pochte es ihm in den Schläfen.

VIII.

Die Ferien gingen zu Ende, die Schule begann.

Gleich zum Anfang machte Herr Arnold eine trübe Erfahrung mit seinem Neffen. Bei der Prüfung zeigte sich dieser nämlich so verwirrt, so unsicher in seinen Antworten und vor allem so gering an Kenntnissen in der Mathematik, daß es Herr Arnold nicht wagen durfte, ihn in die Prima aufzunehmen und ihn deshalb vorläufig in der Obersecunda beließ. Es war das eine rechte Enttäuschung für den Direktor,

nicht allein, daß er in seiner Familie nur immer die denkbar vortrefflichsten Schüler gesehen, sondern auch die Art und Weise Wilhelms, wie er dies offenbare Mißgeschick aufnahm, verstimmte Herrn Arnold aufs tiefste. Nicht, daß Wilhelm Unlust zeigte, er arbeitete fleißig nnd stundenlang, aber die Unaufmerksamkeit oder vielmehr die immer auf einen anderen Gegenstand als den des Unterrichtes gerichtete Aufmerksamkeit sprach so offenbar aus seinen müden Augen, daß es die Lehrer unangenehm empfanden und sich beim Direktor darüber beschwerten. Herr Arnold hatte eigentlich von vornherein für die Tüchtigkeit seines Neffen durch die Aufnahme desselben gut gesagt, und daß Wilhelm jetzt so wenig von alldem hielt, berührte ihn höchst peinlich. Er unterließ es zwar vorläufig noch, den Neffen zurecht zu weisen, berief aber Ekkard zu sich und legte diesem von neuem ans Herz, durch eifrigen Beistand Wilhelms mangelhafte Leistungen zu bessern, Ekkard hatte von dem Erlebnis der ersten Nacht, die er mit Wilhelm zugebracht, den Eltern gegenüber nur insofern Erwähnung gethan, als er darauf bestand, daß ein jeder von ihnen in einem besonderen Zimmer schliefe, da Wilhelm einen sehr unruhigen Schlaf hätte und träumte. Im Übrigen hatte er Wilhelm damals Schweigen versprochen, und er schwieg auch, um nicht noch größeren Unfrieden zu stiften. Denn

Unfriede war in das stille Direktorheim eingezogen, und niemand anders hatte ihn gebracht, als der Neffe. Herr Arnold war mit seinen Schulleistungen nicht zufrieden, Frau Arnold beobachtete unausgesetzt (sie wußte eigentlich selbst nicht, weshalb) ihre Tochter Martha, und Grete — graulte sich vor Wilhelm. Was aber das Schlimmste war — die Predigten fielen jetzt bei Tisch aus, und jeder saß in seinem eigenen, mißmutigen Gedankengange schweigend da. Selbst Walterchen litt unter der allgemeinen Mißstimmung. Er fand gar nicht mehr den Mut zu seinen drolligen Zwischenfragen, und die sorgenvollen Mienen der Eltern machten ihn stumm.

Ekkard versuchte dem Wunsche des Vaters nachzukommen — er nahm sich eifrig der Schularbeiten Wilhelms an, stieß aber auch hier wieder auf Schwierigkeiten. Wilhelm ließ sich nichts von fremder Hand anfertigen, woran er nicht selbst beteiligt war, und wenn Ekkard mündlich etwas mit ihm durchzunehmen suchte, machte ihn der Ausdruck in Wilhelms Augen schon so verwirrt, daß er selbst nicht mehr wußte, was er ihm eigentlich erklären wollte.

Mit Martha kam Wilhelm nur in Gegenwart der anderen zusammen. Sie war in der letzten Zeit oft unwohl gewesen und dann nicht sichtbar.

Die einzige, welche die sanfte Demut der Eltern

nicht geerbt war Grete. Mit ihren heißen 15 Jahren suchte sie — fand aber nichts Männliches an dem stillen, blonden Menschen mit den wunschlosen Augen, und neben dem Grauen vor ihm, welches sie fühlte, regte sich etwas wie Trotz in ihr, und sie begann ihn zu hassen. —

Sah Wilhelm das alles? Man konnte es nicht enscheiden. Auf seinem Antlitz lag es immer wie Traum, und diese stereotype Erscheinung, die bald jedermann im Gymnasium kannte, reizte die dämonische Erfindungskraft der Schuljugend, ihm einen Beinamen zu geben: Suse.

Anfangs hörte Wilhelm nicht darauf, wenn ihm das Wort nachgerufen wurde, und wenn er es hörte, bezog er es nicht auf sich. Allmählich aber verstand er des Wortes Bedeutung, und sein Selbstgefühl, welches so wund war, daß ihn der kleinste Anstoß zu plötzlicher Raserei bringen konnte, bäumte sich auf. Er achtete jetzt sorgfältig auf jeden Ruf.

Es war an einem Sonnabend Mittag, als Wilhelm nach Schluß des Unterrichtes über den Schulhof dem Vorderhause zuschritt. Um ihn her drängten sich die anderen Knaben. Vor der Thür des Vorderhauses sah Wilhelm Herrn Arnold im Gespräch mit mehreren Lehrern stehen — unter letzteren seinen Ordinarius, Professor Bezold. Der

Klassenlehrer unterhielt sich eifrig mit dem Direktor — Herr Arnold machte ein finsteres Gesicht. Wilhelm, der heute seine lateinische Arbeit wegen ihrer zahlreichen Unaufmerksamkeitsfehler mit dem Prädikat „mangelhaft" zurückerhalten hatte, fürchtete, daß der Ordinarius dem Direktor hiervon soeben Mitteilung machte. Da erhielt er plötzlich von hinten einen so heftigen Stoß, daß die kleine Büchermappe, welche er unter dem Arm trug, zur Erde flog, und die Bücher herausfielen. In hellem Zorn wandte er sich um. Hinter ihm stand eine Anzahl kleinerer Burschen, Quartaner und Tertianer, welche seine bestürzte Miene zu übermütigem Gelächter reizte.

Eine krähende Stimme schrie: „Suse! Suse!" Erneutes Gelächter — alles strömte herzu.

Wilhelm blickte nur nach dem Schreier, einem rothaarigen Tertianer, ein mißtönender Schrei entrang sich seinen Lippen, und plötzlich hatte er ihn gepackt. Wie wahnsinnig schüttelte er ihn hin und her, so furchtbar heftig und schnell, daß die Umstehenden in Angstrufe ausbrachen, dann warf er ihn zu Boden und schickte sich eben an mit seiner Mappe auf ihn loszuschlagen, als einige ältere Schüler, Primaner und Mitschüler Wilhelms, ihn losrissen und ihn zu beruhigen suchten. Doch gleichsam in Raserei verfallen rang er jetzt mit diesen, im Kampf wurde ihm

Kragen, Schlips und endlich auch der Rock abgerissen — seine Bücher lagen zerfetzt am Boden.

Herr Arnold und die Lehrer hatten jetzt die entstandene Schlägerei bemerkt, sie eilten herzu. Entsetzt erkannte Herr Arnold seinen Neffen — leichenblaß, ohne Hut, ohne Rock, Kratzwunden im Gesicht.

„Wilhelm!“ rief er mit Donnerstimme. — Alle wichen zurück.

Wilhelm preßte die Fäuste gegen die Schläfen und sah ihn an.

„Geh' hinauf in Dein Zimmer — schnell!“ Ohne ein Wort zu erwidern, raffte Wilhelm seine Sachen auf und entfernte sich.

„Eiweh Du, das war ja der Neffe vom Alten,“ flüsterten die Knaben dem rothaarigen Tertianer zu, der den verhängnisvollen Ruf gethan. Zitternd vor Erregung stellte Herr Arnold sofort eine Untersuchung an. Der Schreier wurde festgestellt und erhielt trotz Schluchzen und Flehen eine Stunde Arrest. Allmählich zerstreuten sich die Schüler. Herr Arnold stieg blaß und unsicheren Schrittes die Treppe zu seiner Wohnung hinauf.

„Erregen Sie sich doch nicht so über diesen Vorfall, verehrter Herr Direktor!“ rief ihm Professor Bezold nach.

Herr Arnold wandte sich und versuchte zu lächeln.

„Keineswegs, lieber Kollege, . . es ist freilich sehr peinlich — aber ich werde meinen Neffen schon zur Rede stellen.“

„Nun freilich! Gute Mahlzeit, Herr Direktor!“

„Gute Mahlzeit . . . lieber Kollege.“

Kollege Bezold traf unten im Hausflur den Litteraturkenner Dr. Zweigel. „Ein recht betrübender Vorfall für den Herrn Direktor,“ meinte Herr Bezold, „Ja — aber sehr natürlich!“ erwiderte der Doktor diplomatisch. „Dieser Neffe gehört eben zu der verbissenen Kategorie der Dummheit. Wenn die zum Ausdruck kommt . . . Sie kennen doch La bête humaine von Zola?“ „Schlimm, schlimm,“ meinte Bezold, dann nahmen beide Abschied.

Unterdessen hatte sich oben im Wohnzimmer der Familie Arnold eine erregte Scene abgespielt. Die Direktorin saß mit Ekkard, Martha und Grete am Mittagstisch, da stürmte Walter ins Zimmer und berichtete atemlos den Vorfall auf dem Schulhof. Der arme Junge war so erregt, daß ihm Thränen die Wangen herunter liefen.

Die Wirkung seiner Erzählung war unbeschreiblich. Ekkard sprang auf und rief weiter nichts als: „Er hat geblutet? Er hat geblutet?“

Grete begann zu schluchzen, Frau Arnold aber ließ jetzt ihren schon immer gehegten Befürchtungen

freien Lauf: „Ich hab's ja gewußt! . . . Ihr habt ihn ja nicht gekannt, den Menschen! . . . Da dachtet Ihr immer, diese Ruhe, diese gräßliche Unbefangenheit wäre seine Natur! . . . Wer das erlebt hat, ist nicht unbefangen! Nun seht Ihr, bei dem kleinsten Anlaß kommt es so schrecklich zum Durchbruch!"

„Mama," wandte Ekkard ein, „Du darfst das nicht kleinen Anlaß nennen! Für Wilhelm giebt es nichts Schlimmeres als solche Beleidigung. Was hat ihm denn der Junge nachgerufen, Walter?"

„Suse — so nennen sie'n ja alle."

Gretes Thränen waren nicht echt. Als Walter dies herausbrachte, verfiel sie plötzlich in ein pruschendes Lachen.

„Grete!!"

Sie fuhr erschrocken auf — Martha sah sie mit funkelnden Augen an.

„Na, na, na . . ." protestierte sie langsam.

„Um Gotteswillen, Martha! Rege Du Dich nicht auch noch auf!" rief Frau Arnold angstvoll „Kinder Gottes — daß dieser Mensch auch nur Unfrieden stiftet!"

„Warum Unfrieden?" erwiederte Martha mit scharf erregter Stimme, „wer den Unfrieden nicht schon in sich trägt . . . Wilhelm hat ihn keinem gegeben!"

„Martha!"

„Aber seid doch nur still," legte sich Ekkard ins Mittel — „Papa kommt."

Herr Arnold erschien im Zimmer. Sein Blick war schwer, sein Antlitz blaß — düster wandte er sich an Ekkard: „Ekkard, sage Wilhelm, er möchte zu Tisch kommen."

„Wo ist er?" fragte Ekkard befangen.

„Er steht draußen an der Thür. Sage ihm, er soll sich erst waschen und seine Stirn kühlen. Er hat eine Wunde an der Stirn." Frau Arnold schluchzte auf — Ekkard verließ das Zimmer.

Schweigend nahm der Direktor am Tische Platz. „Ich überlege noch immer, Auguste," wandte er sich an seine Frau, ob es ratsam ist, unseren Neffen hier bei uns wohnen zu lassen. Wie ich ihn heute gesehen habe . . . der Geheimrat muß ihn unbedingt untersuchen."

„Ja, Adolf," erwiderte die Gattin weinerlich, „der Geheimrat kommt nach Tisch — ich hatte ihn schon Marthas wegen herbestellt."

Herr Arnold sah hastig zu seiner Tochter hinüber. „Ist Dir nicht wohl, mein Kind?"

„Mir ist gut, Papa," war die stereotype Antwort.

Herr Arnold stampfte mit dem Fuß auf — alle ahen ihn erschrocken an. Er wurde rot und suchte den Wutausbruch zu bemänteln.

Jetzt erschien Ekkard mit Wilhelm. Niemand sah ihn an. Wilhelm blieb stehen. „Ich habe keinen Appetit, Onkel."

„Setz Dich," sagte Herr Arnold kurz. „Hast Du da Schmerzen am Kopf?"

„Nein . . ."

Sie aßen schweigend. Martha sah nur einmal scheu zu Wilhelm hinüber. Sie begegneten sich im Blick, und in gleicher, eigentümlicher Neigung spielte ein starres Lächeln um beider Mund. Als sich Herr Arnold erhob und gesegnete Mahlzeit wünschte, klingelte es draußen. Wilhelm ging hinaus und öffnete — der Geheimrat trat ein. Herr Arnold nahm ihn sogleich bei Seite, erzählte hastig das Vorgefallene und ersuchte ihn eine Geistesuntersuchung an dem Neffen vorzunehmen. Wilhelm trat heran und ließ sich willig befragen und betasten.

„Sie brauchen sich gar keine Besorgnisse zu machen, Herr Direktor," sagte der Geheimrat endlich — „ganz normal."

„Wirklich?"

„Ganz normal. Verlassen Sie sich drauf." Frau Arnold seufzte erleichtert auf, ihr Gatte machte aber jetzt erst ein finsteres, zorniges Gesicht.

„Und was ist mit unserer Großen?" wandte

sich der Arzt an Martha und ergriff ihre Hand, um den Puls zu fühlen. Hierauf sah er sie ernsthaft und bekümmert an: „Gleich zu Bett gehen, verstanden? Gleich zu Bett, Martha." Er nahm Hut und Stock und ging. Frau Arnold und Grete begleiteten Martha in ihr Zimmer, Walter folgte Ekkard.

Als Herr Arnold mit Wilhelm allein war, ging er erst schweigend eine Weile auf und nieder. „Ich will Dir keine Vorwürfe machen," sagte er dann. „Ich hätte zwar jetzt gewiß Grund dazu, denn die einzige Entschuldigung, die Dir noch blieb, daß Du in krankhaftem Zustand diese maßlose Ausschreitung begangen, fällt nach dem Gutachten des Herrn Geheimrats auch fort. Ich kann Dir weiter nichts sagen als: Schlag' Du andere Wege ein!"

Wilhelm erwiderte: „Und ich kann Dir weiter nichts sagen als: Schmeiß mich raus!!"

Der Direktor blieb stehen. „Was soll das?"

Wilhelm wandte sich ab, Thränen stürzten ihm aus den Augen.

„Lass' jetzt die Thränen!" rief Herr Arnold streng. „Sie kommen zu spät! Deine Verschlossenheit ist Dein ganzes Unglück! Was hat man Dir hier entgegengebracht, frag' ich Dich? Was? Liebe! Freundschaft! Alles, was Du brauchst! Du bist undankbar — das ist das Ganze!"

„Ich bin nicht undankbar . . .“

„O ich verlange auch keinen Dank! Hast Du mir bis jetzt irgend einen Dienst erwiesen? Habe ich eine einzige Freude an Dir gehabt? Glaube doch ja nicht, daß dem Verlassenen alles entgegen kommmen muß! Der Alleinstehende muß sich grade eine Stellung zu erobern suchen! Und jetzt ist das Erste, was Du mir antwortest: Wirf mich hinaus?! O Wilhelm, das ist häßlich!“

„Ich . . . mit mir darf man nicht so rechnen . . . daß der Geheimrat gesagt hat, ich wäre nicht . . . das begreif' ich nicht . . . ich kann's nicht so sagen . . . frage bloß Ekkard . . . ich bin . . . lass' mich doch gehen, wenn ich nicht hier bleiben darf . . .“

„O lass' doch die Redensarten! Du weißt recht gut, daß ich Dich nicht auf die Straße setzen werde! Dir hat es an nichts gefehlt! Auch jetzt noch hat mich die Rücksicht auf Deine trüben Schicksale Dir nicht das sagen lassen, was nötig wäre! Hüte Dich aber, sage ich Dir, hüte Dich, Wilhelm, Dich mit einem Schleier zu umgeben, der bedeutend sein soll und nicht bedeutend ist! Was ist echt daran? Deine Arroganz! Du bist nichts mehr, bist nicht bedeutender als Deine Altersgenossen! Das hätten Deine deutschen Aufsätze gezeigt, und die sind ja kümmerlich genug! Glaube nur nicht, daß man Dich hier

nicht versteht! Jeder Mensch kann sich aussprechen! Jeder, der ehrlich ist!“

„Das seh' ich ja jeden Tag in diesem Hause,“ erwiderte Wilhelm.

„Wie meinst Du das?“ fragte Herr Arnold mißtrauisch.

„Nichts,“ flüsterte der Neffe . . . „ich möchte jetzt nichts mehr sagen . . . Aber ihr thut mir Unrecht . . . wartet nur ab . . .“

„Was?“

Wilhelm verließ das Zimmer.

IX.

Luft . . . . . Ein Ausbruch war gekommen. Er fühlte den lastenden Druck nicht mehr, die Schatten alle hatten sich zu einem Lichtpunkt zusammengedrängt — er wußte, was ihn aus diesem Licht anblickte. Das Traumbild in Wirklichkeit umsetzen, die Sehnsucht zur That werden lassen — schreiben — das war jetzt Rettung. Und es mußte Gestalt annehmen können, was er so klar, so innig empfand. Ein großer Wurf — und alles. Die düstere Jugend,

seine Leiden, der eben überstandene Kampf — alles schien ihm nunmehr als die notwendige Schule, um sich dem Gegenstande seiner Sehnsucht nähern zu können. Sah er nicht schon jedes Ereignis, jeden Gedanken der künftigen Dichtung vollendet vor sich? Und hatte ihm Kleist, als er dem Träumer einen Lorbeerkranz darbot, nicht Anteil, Beziehung zugesichert? Riß auch der Kranz ihn zum Abgrund hinab, in die dunkele Gruft am Wannsee — gleichviel — galt es doch ihm, und hatte er nur erst sein Lied vom Herzen heruntergesungen, wollte er ihm willig hinabfolgen. Schlafen bei ihm — Wonne über alles hinaus. Schlafen bei ihm. Er senkte das Haupt, dann aber erhob er es trotzig. Er hatte noch kein Recht dazu — früh oder spät, der Ausgang kam — erst aber mußte sein Lied kommen. Wie sie staunen, wie sie ihn bewundern würden, die Suse, den Träumer, wenn er ihnen sein Werk entgegenbrächte. Er dachte nicht an Triumph, nur an Genugthuung. Umsonst gelebt war das Schicksal so vieler — umsonst gelitten durfte nicht sein Schicksal sein.

Wilhelm eilte in sein Zimmer, um die aufstürmenden Gedanken sogleich festhalten zu können. Zu seinem Mißvergnügen sah er Ekkard ihn dort erwarten.

Hastig stieß er hervor: „Thu' mir die Liebe . . . geh' raus.“

Ekkard hielt diese Worte für eine nochmalige, schroffere Zurückweisung, Zorn wallte in ihm auf, und hinausgehend warf er die Thür schallend ins Schloß. Wilhelm achtete nicht darauf; in nervöser Besorgnis, von seinen Gedanken abgelenkt werden zu können, schloß er die Augen, hielt sich die Ohren zu und setzte sich so an den Arbeitstisch. Er griff nicht gleich zur Feder — er wollte nur ordnen, nur denken. Bald kamen all' seine Träume wieder, er fühlte zum anderen Male das bestrickende Einsamkeitsgefühl, welches er damals empfand, als er im Schneegestöber von dem Begräbnis des Vaters zurückkehrte. Es war eine Stimmung der Tragödie günstig. Kleist selbst heraufzubeschwören, brauchte er nur seine sonderbare Zeichnung hervorzuholen, zu betrachten und in Leben umzusetzen. Doch heute schon machte sein Entwurf eine Wandlung durch — aus dem phantastischen Gedichte, das er bisher geplant, entschloß er sich ein Lebensbild umzuschaffen, und die Gestalten der Kleistischen Dichtungen, welche er erst in einem Traumbild erscheinen lassen wollte, traten völlig vor der Gestalt des Dichters zurück. Er wollte einen Kleist geben, daß man ihn leben sehen sollte in seiner rührenden Menschlichkeit und doch in jedem Blick, in jeder That den Dichter des Prinzen von Homburg, des Käthchens und der Penthesiela. War die Aufgabe

nicht so riesengroß, hätte sie ihn nicht so erfüllt. Und er, der das von ihm selbst verachtete Festgedicht ausgenommen, noch nichts produziert hatte, er spürte jetzt die eine Dichterkraft übersteigende Aufgabe vor Augen, auch nicht den leisesten Zweifel an seinem Können. Was er empfand, mußte er auch geben — mit dieser Überzeugung fiel jeder Zweifel für ihn fort. Und wenn er sich dann vorstellte, welchen Genuß ihm das fertige Werk, welche Genugthuung es ihm bringen würde, da fühlte er nur den einen heißen Wunsch, es ganz und vollendet zu sehen und dann wieder der „Sehnsucht" sich hingeben zu können. — Sehnsucht. — Ihm war, als hörte er Wellen rauschen, als sähe er in eine weite lichtvolle Fläche. War es ein See? Ihn fröstelte, und er erhob sich. Ein stechender Schmerz durchzog sein Hirn, er beschloß die Arbeit noch ruhen zu lassen und ins Freie zu gehen. Als er sich der Thür näherte, pochte es draußen. Er blieb stehen, sagte halblaut: „Herein."

„Darf man —?"

„Bitte."

Martha trat ein. Er fuhr zusammen.

„Entschuldigen Sie, daß ich störe, Wilhelm . . . um Gotteswillen, was ist mit Ihrer Stirn?!"

Wilhelm trat rasch vor den Spiegel. Er hatte während des leidenschaftlichen Nachdenkens einige Male

gegen seine Wunde geschlagen — die Stirn war ganz mit Blut bedeckt, ein häßlicher Anblick. „Ach — — erschrecken Sie sich nicht . . . ich wasch' mich bloß . . . „Er griff in den Wasserkrug und netzte die brennende Stirn.

„Sie müssen aber den Verband umlegen," drängte Martha. „Mama ist ausgegangen, sonst hätte sie Ihnen den Verband selbst gebracht." Sie wollte offenbar ihren Besuch in dem Zimmer eines jungen Mannes erklären — Wilhelm verstand sie und sah sie an. —

„Wollen Sie sich setzen? Oder sind sie auch böse mit mir?"

„Wer ist denn böse mit Ihnen?"

„Haben Sie nicht gehört, was Ihr Vater mir vorhin gesagt hat?"

„Nein . . . Wenn er etwas heftig war . . . Sie hätten doch vorsichtig sein müssen."

„Gewiß. Wenn ich noch wenigstens verrückt wäre. Aber der Geheimrat hat ja das Gegenteil gesagt."

„Sie wissen doch, wie mein Vater alles für Sie gethan hat, Wilhelm . . ."

„Ja. Bin ich denn undankbar?! Muß man denn hier seinen Dank tagtäglich aussprechen? Ich kann's nicht . ."

„Das sollen Sie auch nicht, Wilhelm. Sie sollten sich nur ein klein wenig herzlicher geben.“

„Herzlicher?“

„Ja. — Sie müssen mich recht . . ich . . trau mir zu, daß ich Sie verstehe . . . vielleicht besser wie die anderen . . . aber man muß doch auch ein bißchen mit seiner Umgebung rechnen.“

„Thun Sie das?“

„Ja.“

„Wie machen Sie das?“

„Man sieht Fehler, ohne gleich zu verurteilen. Man nimmt unverdiente Dinge an, weil man fühlt, daß man sie verdient. Nicht?“

„Ja — ich verdiene das alles nicht — Sie haben recht. Hat mich denn Ihr Vater gekannt? Ich meine, so genau gekannt, daß er mich in sein Haus aufnehmen konnte? — Wenn er sein Haus wirklich so hoch hält . . . Jetzt hat er mich — und auf die Straße setzen kann er mich auch nicht. Er hätte doch vorsichtiger sein müssen . . .“

„Sie geben sich so, wie Sie sind, Wilhelm. Ich weiß. Und es ist wunderschön, wenn man solchen Menschen begegnet. Aber ich glaube, solche Menschen haben auch am meisten — durchzumachen.“

Aber soll man deswegen — anders sein?“

„Nein . . . man kann, dächte ich, den Mut

haben, zu sein, was man ist, und die Einsicht — zu denken, was man ist."

„Sie denken wohl viel über so etwas nach?"

„Ich habe ja Zeit dazu."

„Sie sind oft krank —"

„Ich bin krank. — — Aber Sie finden es doch nicht merkwürdig, daß ich hier bei Ihnen sitze, Wilhelm?"

„O . . ."

„Sehen Sie, wie Sie gekommen sind, Wilhelm . . mein Vater hatte uns alle darauf vorbereitet, wie mitgenommen von ihrem Unglück Sie aussehen würden. Und nnn, da Sie kamen, war es gerade das Gegenteil. Sie dürfen nicht zuviel von solchen einfachen Menschen verlangen, Wilhelm. Als meine Eltern und meine Geschwister Sie so ruhig — verzeihen Sie — so — unbedeutend sahen, da hielten sie Sie eben auch für unbedeutend. Das ist doch ganz natürlich."

„Und Sie?"

„Ich . . . ich war nicht überrascht. Ich wußte ja, was Sie erlebt hatten. Solche Erfahrungen ändern nicht das Gesicht, die ändern vielleicht das Herz. Aber seien Sie trotzdem nicht bitter gegen meine Eltern, Wilhelm. Es ist kein Grund. Wirklich. Wenn Sie sie nur nehmen wollten, wie sie sind . . . Sehen Sie, es wäre für meinen Vater ein recht großer

Schmerz, wenn er wüßte, was ich hier zu Ihnen sage. Er glaubt eben meine Gedanken ebenso gut zu kennen wie Gretens und Ekkards. Grete hat noch nie selbständig denken brauchen — aber Ekkard — Ekkard denkt.

„Ich weiß.“

„Er ist ein guter Mensch — die Güte reicht leider nicht für alles aus . . . aber ich weiß, was er Ihnen sein wollte, wie ehrlich er mit Ihnen war — in seiner unbeholfenen Art so hat er sich Ihnen genähert — und Sie haben ihn zurückgewiesen . . . Sie mußten ihn wohl zurückweisen . . . Aber weinen Sie denn — —? Nicht doch — Sie regen uns beide damit auf! Nicht doch, Wilhelm! — — —“

Er starrte sie traumverloren an, dann fragte er sie: „Kennen Sie Kleist?“

„Wie kommen Sie darauf? . . . Ja — ich habe Kleist gelesen. Mein Vater hat ihn mir zwar weggenommen —“

„Weggenommen?“

„— — Es ist merkwürdig, wie Sie plötzlich auf die Frage kommen. Wirklich . . . Kleist bietet mir mehr — als alle anderen.“

„Martha!!“

„Ich möchte gehen, Wilhelm . . . Sie sind so aufgeregt . . .“

„N — nein ... was ... bleiben Sie jetzt ... Sie wissen ja nicht ... Martha ...“

Sie sah ihm weit vorgebeugt in die Augen: „Liegt da Ihr Geheimnis?“ —

„Sie haben das Bild gesehen?“

„Von dem Walter erzählt hat? Nein. Aber ich wußte, daß Sie etwas haben ...“

„Haben?“

„Was Sie erhebt.“

Nun sprach er von der Dichtung, die ihn erfüllte.

Sie hörte ihm anfangs erstaunt, dann leuchtenden Blickes zu. „Werden Sie das können, Wilhelm? Das wäre prachtvoll. Das wäre sicher ein Ausweg für Sie. Zu solcher Aussprache kommen .. das wünschte ich Ihnen!“

„Ich muß dazu kommen. Ich hab' es schon fertig.“

„Sie meinen — innerlich? Und wie wollen Sie es ausführen?“

„Ich will Kleist geben, wie ich ihn gesehen habe. Ich habe ihn nämlich gesehen.“

Sie sah schweigend vor sich nieder. „Wilhelm,“ sagte sie dann, „der Traum muß etwas in Ihnen geweckt haben.“

„Der Traum oder Kleist.“

„Wenn beides nun dasselbe ist — — — Sie haben Ursache, darin Beziehungen zu sehen. Was werden Sie aber thun, wenn Ihr Drama — fertig ist?" —

„Dann nichts mehr."

Sie stand auf. „Mut!" sagte sie und bot ihm die Hand.

„Martha," flüsterte er, „wollen Sie es lesen — wenn es fertig ist?"

Sie trat ihm näher. „Wenn Sie darin geben können, was Sie mir eben angedeutet haben, Wilhelm — dann werden nicht Sie nur Freude daran haben, andere auch."

„Sie?! Ach sagen Sie mir das . . ." er hielt ihre Hand fest.

„Es kann — großartig werden, Wilhelm."

„Sagen Sie doch, es wird!"

„Wenn Worte Kleist geben können. Ich hatte bis jetzt das Herz bei Ihnen gesucht — ich meine . . . Nun sehe ich, daß alles bei Ihnen aus dem Herzen kommt. Aber wenn ich Ihnen raten darf, Wilhelm — folgen Sie noch ein klein wenig dem Verstande. Dann werden Sie sicher dem Sieg haben. Sicher. Und dann wird Ihr Kleist das — was er werden muß."

„Daran glauben Sie?"

„Ich bin in meinem Leiden etwas vorsichtig geworden. Vielleicht zu vorsichtig. — Ich hoffe.“

Er richtete sich hoch auf. „Nun möchte ich schreiben!“

„Versuchen!“

„Martha — es ist . . . es ist wunderbar, wie man zusammengeführt wird . . . es ist wunderbar, fühlen Sie das nicht auch? Für mich hier jemanden zu finden . . . hier . . . dem ich nicht — dankbar zu sein brauche —“

„Wilhelm.“

„Ach — jetzt möcht ich schreiben! Auf Wiedersehen! Warum kamen Sie doch zu mir rein vorhin —?“

„Um Ihnen den Verband zu bringen.“

X.

Im Korridor begegnete Martha ihrer Schwester.

„Aber Du, da kommste an! Du sollst doch zu Bett gehen“, rief Grete.

„Mir ist besser geworden.“

„Das ist egal. Leg' Dich gleich hin! Wo kommst Du denn her?"

„Wenn Du's durchaus wissen mußt — von Wilhelm."

„Von dem?! Was wolltest Du denn bei dem Raufbold?"

„Willst Du Dich nicht ein bißchen mäßigen, Grete? Ich habe ihm den Verband gebracht — Du hättest Doch nicht daran gedacht."

„Nein — ich will auch gar nichts mit dem zu thun haben. Warum hast Du denn nicht das Mädchen reingeschickt?"

„Die ist ja mit Mama in der Markthalle. Examiniere mich bitte, nicht so."

„Hat er sich denn auch bedankt? Der kriegt alles fertig. Du mußt bloß mal Ekkard sehen, der ist wütend auf ihn!"

„Wütend?"

„Ja, er hat sich auch zu gemein gegen Ekkard benommen." Sie traten aus dem dunklen Flur in Marthas helles Schlafzimmer.

„Dir scheint wirklich besser zu sein," sagte Grete jetzt, indem sie die Schwester forschend betrachtete, „Du siehst ja förmlich strahlend aus?"

„Ach . . . was."

„Leg' Dich jetzt hin und schlaf." Sie ließ

Martha allein und ging in das Wohnzimmer hinüber Hier traf sie ihre Mutter, die soeben zurückgekehrt war.

„Schläft Martha?“ fragte Frau Arnold.

„Ach — ich hab' sie eben ins Bett gepackt!“

„Eben? Wo war sie denn inzwischen?“

„Bei Wilhelm.“

„Bei Wil—?“ Frau Arnold ließ ihre Markttasche fallen. „Woher . . . was wollte sie denn bei ihm —?“

„Aber Du bist ja ganz blaß, Mama. Was ist denn?“

„Antworte mir, Grete! Was wollte Martha bei Wilhelm?“

„Sie hat ihm, glaub' ich, den Verband gebracht.“

„So —“

„Brauchst Du mich noch, Mama? Ich habe Zeichenstunde.“

„Nein . . . hat sie Dir sonst etwas gesagt?“

„Martha? Nö. Sie sah bloß so merkwürdig aus, so strahlend — wie sonst nie.“

„Strahlend?“

„Ja.“ Grete ging zur Thür, blieb dort noch einmal stehen. „Ich find es aber nicht gut, Mama, wenn Martha oft mit dem zusammenkommt.“

„In — wiefern?“

„Ich weiß nicht!“ Sie verließ das Zimmer.

Frau Arnold setzte sich und stützte das Haupt fast gramvoll in die Hand. Da öffnete sich die Thür, ihr Gatte trat ein.

„Auguste,“ sagte er bestürzt, was ist Dir?“

„Nichts, lieber Adolf — hast Du etwas Zeit für mich?“

„Gewiß. Ich habe soeben mit Kollege Bezold und den anderen Herren Rücksprache genommen, ich habe darauf hingewiesen, sie sollten Nachsicht mit Wilhelm haben, da er doch ein so verbittertes Gemüt sei. Die Herren waren liebenswürdig — sie versprachen alles zu thun. Du kannst Dir denken, Auguste, in welch' peinlicher Lage ich mich befand.“

„Siehst Du in dem Vorfall von heute Mittag wirklich soviel, Adolf?“ fragte die Direktorin.

„Wer nur ein wenig Menschenkenntnis besitzt, muß das,“ erwiderte Herr Arnold. „Es ist ein böser Geist des Widerspruches, des Jähzornes und der Selbstüberhebung in diesem Menschen. Du siehst ja, bei dem kleinsten Ärger will er gleich alles vernichten und zu Boden schlagen. Und wie häßlich das war. Du hättest ihn sehen sollen — wie ein betrunkener Raufbold auf der Straße.“

„Die anderen Kinder schlagen sich auch, Adolf.“

„Aber nicht so. Nicht daß sie sich wie wilde Bestien geberden. Und er! Als mein Neffe! Es ist

unerhört. Der Geheimrat erklärte ihn nicht einmal für überreizt — es liegt also in seinem Charakter — lediglich in seinem Charakter."

„Adolf, er hat soviel durchgemacht."

„Es ehrt Dich, daß Du ihn verteidigen willst. Nein, nein, Auguste — ich habe mehr Menschen, junge Menschen gesehen, als Du. Wer einen Fond in sich trägt, ich meine, wer wirklich an Gott denken kann, der wird auch immer auf Gott zurückkommen."

Frau Arnold sah ihren Gatten mit thränenschweren Augen an: „Ich glaube, er hat nie Glauben an Gott gehabt."

„Leider. Es ist furchtbar — aber ich glaube das jetzt selbst. Ach, darin können wir doch recht zufrieden sein, Auguste — für den Glauben unserer Kinder haben wir gesorgt. Nicht wahr?"

Frau Arnold nickte hastig, dann erwiderte sie: „Du hast es ja aus bestem Wissen gethan."

„Was, Auguste?"

„Ich meine — ihn hier aufzunehmen. Daran ist Dir doch kein Zweifel gekommen, Adolf?"

„Nein, das kann ich frei heraussagen. Ich wußte nichts von Wilhelms Charakter, aber als ich von seinem Unglück hörte, entschloß ich mich sofort, ihm zu helfen."

Die Gattin sah vor sich hin. „Ja, ja," meinte

sie dann, „man muß nicht zu viel denken. Man muß — thun. Das meinst Du doch, Adolf?“

„Ja, Auguste.“ Er ergriff ihre Hand. „Du siehst so angegriffen aus —“

„Ja, ich wollte Dir nur noch eins sagen. Du wirst mich darüber beruhigen können, Adolf. Sieh' mal — wir haben es uns doch zur Aufgabe gemacht, Martha über ihren Zustand ganz im Dunkeln zu lassen —“

Das Antlitz des Direktors verdüsterte sich.

„Es thut mir leid, mit Dir darüber sprechen zu müssen,“ fuhr die Gattin fort. „Aber ich habe seit kurzem solch quälende, schreckliche Angst, weißt Du — solche Angst.“

„Angst? Weswegen?“

„Daß sie es doch ahnen könnte . . .“

„Wieso?!“ fragte Herr Arnold hastig und laut.

„Ja eigentlich — wer sollte es ihr auch sagen . . . Wilhelm weiß es doch nicht?“ setzte sie plötzlich mit angstvoller Stimme hinzu.

„Wilhelm —? Wie kommst Du darauf? Da müßten es doch unsere Kinder noch eher wissen, als er, der erst seit einigen Wochen bei uns wohnt. Hat Dich das geängstigt? Wie kommst Du nur darauf?“

„Ich — weiß nicht.“

„O verstehen kann ich Dich wohl. Das ist eben der, ich möchte sagen, dämonische Geist, der von diesem Menschen ausgeht, daß wir alles, was wir verbergen, was wir . . . fürchten, das wir das kommen sehen!“

„Ja,“ flüsterte Frau Arnold.

„Aber das sind doch leere Einbildungen, Auguste. Du hälst eben den Jungen auch für eine Art überirdisches Wesen. Er ist verschlossen und kein guter Charakter. Lass' nur — ich gebe ihn noch nicht auf.“

„Nein, thu' das nicht, Adolf.“

„Aber gewiß nicht. Bist Du nun ruhig?“

„Ja.“ — Ekkard trat ein.

„Nun, mein Junge, Du hast ja heute Mittag gar nichts angerührt,“ sagte Herr Arnold freundlich — wie darfst Du Dich über den Vorfall so aufregen!“ Ekkard antwortete nicht.

„Ist er in seinem Zimmer?“ fragte die Mutter.

„Wer?“

„Wilhelm.“

„Ich glaube.“

„Was macht er denn da allein?“

„Ich habe nicht nachgesehen.“ Ekkard trat ans Fenster und trommelte gegen die Scheiben. „Papa,“ sagte er dann, „Du dispensierst mich wohl von heute ab davon, meinem Cousin bei den Arbeiten helfen zu müssen.“

„Warum?“

„Ja, ich kann und ich werde nicht mehr mit ihm zusammen sein. Ich möchte mich keinen Beleidigungen aussetzen. Ich bin Student.“

„Ekkard!“

„Ißt Wilhelm heute Abend mit uns zusammen, Mama?“

„Gewiß . . .“

„Dann schick' mir, bitte, meine Stullen aufs Zimmer.“

„Ich will keine Feindschaft in unseren Hause, Ekkard!“ rief Herr Arnold mit Ansehen.

„Ich auch nicht, Papa. Darum mußt Du mir schon überlassen, wie ich mich dem Menschen gegenüber verhalte“, erwiderte Ekkard und ging. —

Der Direktor schritt schweigend auf und nieder.

„Ich werde Ekkard schon zureden, Adolf,“ sagte die Gattin ängstlich.

„Lass' ihn nur . . . mag er thun, was er will . . . Soll ich den Menschen hinaussetzen?! Hinaus auf die Straße?! Verlangt man das von mir?! Er ist der Sohn meines verstorbenen Bruders!“

„Errege Dich doch nicht so, Adolf . . . Ach, es ist ein reiner Fluch! . . . Das nennt man nun eine Wohtthat.“

„Es ist eine Wohlthat. Der Dank ändert nichts

an der Sache. Ich bin Herr im Hause — ich habe ihn aufgenommen bei mir, jetzt bleibt er auch!" —

Abends saß die Familie schweigend am Tisch; Martha hatte das Bett verlassen und war zum Abendbrod erschienen. Ekkard fehlte.

„Rufe Wilhelm zu Tisch, Walter," sagte Herr Arnold kurz.

Der Kleine entfernte sich lautlos — es entstand eine bange, verlegene Pause. Martha starrte mit gerötеten Wangen, in glühender Erwartung nach der Thür. Er hatte inzwischen den Kleist begonnen — wie würde er aussehen, jetzt, im ersten, reinen Gefühl!

— Die Thür ging auf, Wilhelm trat mit Walter ein. Er nahm schweigend Platz. Seine Augen waren glanzlos, sein Mund verzerrt. — Martha sah starr zu ihm hinüber.

„Essen Sie doch, Wilhelm," flüsterte Frau Arnold und schob ihm die Schüssel hin.

„Danke." Er that sich auf, rührte aber nichts an. Unter eisigem Schweigen wurde abgegessen. Dann erhob sich Wilhelm und ging wieder hinaus.

„Sieht der schlecht aus," meinte Grete. „So furchtbar verbissen."

„Nun ja — heiter wird er nicht aussehen nach alldem, was ich ihm heute Mittag gesagt habe!" erwiderte Herr Arnold und setzte seine Pfeife in Brand.

„Ich möchte wieder zu Bett gehen . . .“ sagte Martha und stand müde auf.

„Ja, es ist besser, mein Kind. Gute Nacht.“

„Gute Nacht, Martha.“

„Gute Nacht.“ —

Sie trat auf den Korridor hinaus und bickte spähend umher. Dort, in der äußersten Ecke, stand Wilhelm. „Nun?“ sagte sie und reichte ihm die Hand.

„Geben Sie mir die Hand . . wenn ich fertig bin,“ erwiderte er.

„Nicht zu schnell arbeiten, Wilhelm! Gute Nacht . . .“

Sie ging.

Als er allein war, warf er die Hände empor und fuhr sich wie rasend über das Haupt, blitzschnell und nur einen Augenblick — dann stürmte er in sein Zimmer.

XI.

Die Sommerferien standen vor der Thür. Anfang Juli schloß das N . . . Gymnasium — es wurden keine Zeugnisse, nur Admonitionen für schlechte

Leistungen verteilt. In den oberen Klassen waren diese Ermahnungen selten, trotz der Fürsprache des Direktors aber erhielt Wilhelm eine scharfe Admonition in fast allen Lehrgegenständen. Seine Unaufmerksamkeit hatte dermaßen überhand genommen, daß die Lehrer ihm die Michaelis-Versetzung nicht versprechen konnten. Selbst in jenem Lehrgegenstande, der bei den meisten Schülern sonst leidliche Urteile aufweist, im „Deutschen“, gab ihm Dr. Zweigel, der Litteraturkenner, noch in letzter Stunde ein „mangelhaft“ und nicht mit Unrecht. Mußte sich der Lehrer nicht erzürnen, wenn er ein so interessantes Aufsatzthema, wie die „Treue im Nibelungenliede“ gab, und der Schüler lieferte ihm dafür eine Arbeit ab, der der Schluß fehlte? Konnte er es durchgehen lassen, daß ihm Wilhelm direkt zeigte, die Sache sei ihm im Verlauf langweilig geworden?

Das Unerhörte geschah. Deutsch: mangelhaft. Jetzt hatte Herr Arnold Ursache, die geistigen Fähigkeiten des Neffen zu verachten.

Wilhelm selbst hätte leichteren Herzens dem Schulschlusse entgegen gesehen, wenn er e i n e s guten Zeugnisses hätte gewiß sein können. Und in d i e s e m Gegenstande konnte er nur sich selbst als Richter dulden. Doch sein Ideal hielt sich verschlossen und hatte sich finster von ihm abgekehrt. So rätselhaft

diese Erscheinung war — von dem Augenblicke an, da er ausführen wollte, was er im Geiste schon fertig glaubte, fand er das Mittel der Wiedergabe nicht — das Wort. Es war, als triebe dunkle Gewalt ihn von sich selbst zurück, als wäre der Gedanke zu heilig, zu tief, um geäußert werden zu können. Tausendmal setzte er die Feder an — nie schrieb er ein Wort. Er hätte für sein eigenes, heißes Empfinden Ausdruck finden müssen, wenn er seinen Kleist sprechen ließ. Und doch, ein Werk sollte und mußte es ja werden, ein geschriebenes Werk. Seine Augen konnten nichts sagen, und das ruhelos pochende Herz lag tief in der Brust verborgen. Er wollte sich überwinden, dem Rate Marthas, dessen Bedeutung er jetzt erst erfaßte, gehorchen: „Folgen Sie nur ein klein wenig dem Verstande." Er wollte technisch arbeiten, überlegen für sein Werk, entwickeln die Gestalten . . . umsonst. Alles stand vor ihm, fertig und groß — doch wenn er sich niedersetzte, trat der Dämon zwischen ihn und sein Papier, der Dämon, der nicht dulden wollte das Lied über seine Leiden, der nur den leiden sehen wollte, der — Thränen für ihn hatte.

So schwoll der Krampf in seinem Herzen empor. Jetzt erst fühlte er Kleists Gewalt über sich hereinbrechen, da er ihn wiedergeben und sich damit befreien wollte.

Sich befreien. — —

Tag aus Tag ein saß Wilhelm an seinem Arbeitstisch, die Feder am Munde und starrte ins Leere. Nichts erreicht, nichts herausgefördert, alles Chaos, wie ehedem, da ihm sein Traumbild erschienen. Er fühlte keine Thränen, nur eine steigende, verzehrende Angst. Wo er sich befand, folgte ihm ein Schatten, der ihn zur Arbeit rief, zur ergebnislosen Arbeit. Scheu hielt er sich von Martha fern. Jeder Blick von ihr, wenn er ihn auch noch so mild, so warm und ermutigend traf, machte ihn erbeben. Lag nicht Vorwurf, Verachtung in dieser Sanftmut? Hatte er Wahnsinniger ihr nicht versprochen, geprahlt mit dem Werke, das er vollenden würde? Er vollenden? Er? Gedanke war nichts, Gedanke verflog — That war Rettung. Und während er schweigend damit rang, doch noch einmal ihren sanften Zuspruch anzurufen litt sie einen gleichen, lautlosen Kampf — ihm helfen zu können. Er brauchte nicht auszusprechen, was er litt — sie wußte es, sie las es aus den verzerrten Zügen, dem abwesenden Blick. Sie fürchtete den Tag des Schulschlusses, die Angriffe des Direktors gegen Wilhelm. Konnte da nicht ein Ausbruch kommen, schrecklicher, als damals? Konnte nicht etwas geschehen, eine rasende, vorschnelle That? Doch nein ..... das tiefe Gottesgefühl, das ihr selbst ver-

klärend innewohnte, ließ ihr keinen Zweifel an ihm aufkommen. Den Halt, den sie empfand, mußte auch er haben.

Der Tag des Schulschlusses kam. Schweigend, mit finsterem Gesicht nahm Herr Arnold die Admonition aus Wilhelms Händen entgegen. Wilhelm wartete noch auf eine Antwort; als er keine erhielt, verließ er das Zimmer.

„Fast jeder Gegenstand mangelhaft — ein schönes Resultat," murmelte Herr Arnold.

„Willst Du ihm nicht Privatstunden . . ." begann die Gattin.

„Aber nicht bei mir!" rief Herr Arnold schnell.

„Bei mir auch nicht!" echote Ekkard.

„Was soll denn aber mit ihm werden?!"

„Weiß nicht." Herr Arnold ging zornig hinaus.

„Kannst Du Dir das erklären, Ekkard?" wandte sich Frau Arnold an ihren Sohn.

„Was, Mama?"

„Daß die Unaufmerksamkeit ihn so verdirbt?" Ekkard zuckte die Achseln.

„Er hat sich Dir gegenüber doch einmal geäußert — fuhr die Mutter fort. Hat er nicht?"

„Ach lass' mich damit zufrieden, Mama — ich

bitte Dich! Was mich das angeht. Ich weiß nichts.“ —

Er hatte Wilhelm Schweigen versprochen.

XII.

Direktor Arnold hatte dies Jahr traurige Sommerferien. Ein tiefer Mißmut griff in ihm Platz, er bedauerte sich selbst eben mehr, als die Seinen. Ein Reiseplan wurde aufgegeben, nachdem der Geheimrat deswegen mit dem Ehepaar konferiert hatte. Er wußte für Martha keine Kur mehr zu raten, alles war versucht.

Schonend stellte er dies den Eltern dar: „Lassen Sie sie ruhig in Berlin. Auf der Reise können Sie sie doch nicht vor jedem Temperaturwechsel schützen. Allein schon die Eisenbahnfahrt. Lassen Sie sie hier.“

Frau Arnold wollte ihren Gatten überreden, auf eigene Faust eine Erholungsreise, vielleicht in Ekkards Begleitung zu unternehmen, er aber ging auf nichts ein. Das sonderbare Bangigkeitsgefühl, welches seine Gattin schon längst erfüllte, hielt nun auch ihn zurück.

Sonntags machten sie meist Spaziergänge in den Tiergarten oder fuhren in den Grunewald hinaus. Eine behagliche Stimmung kam aber auch bei diesen Ausflügen nicht auf. Wenn Wilhelm sich nicht besonders entschuldigte, wurde er stets mitgenommen. Herr Arnold ließ ihn ungern allein in seiner Wohnung.

Bei Gelegenheit eines solchen Sonntagnachmittagsausfluges kam Wilhelm endlich zu der ersehnten Unterredung mit Martha. Die Eltern hatten mit Ekkard auf einer Bank Platz genommen, Grete setzte sich zu ihnen und Martha beschäftigte sich in unauffälliger Weise mit Walter. Sie spielten Ball und entfernten sich während des Spieles allmählich von den Ihren. Wilhelm erkannte die günstige Gelegenheit, er entschuldigte sich und traf auf einem Umwege inmitten hängender Gebüsche mit Martha zusammen.

„Da is ja Wilhelm!“ rief der kleine Walter. „Spiel' mit, Wilhelm!“

„Nein, Walter,“ sagte die Schwester und wechselte rasch einen Blick des Einverständnisses mit ihrem Vetter, „Du mußt jetzt allein spielen. Ich will mich setzen!“

Walter gehorchte und spielte vergnügt weiter, indem er mit seinem Spaten Kreise in die feuchte Erde zog.

Wilhelm nahm neben ihr Platz. „Wenn er Ihren Eltern nur nichts erzählt,“ flüsterte er.

„Nein, nein — wir wollen ihn nur ruhig spielen lassen.“

Er sah vor sich hin, sein Mund blieb fest geschlossen. — Über ihnen in den Zweigen sangen übermütige Finken herab.

Endlich begann Martha: „Ich glaube, Sie sind mir doch nicht gefolgt, Wilhelm.“

Er zuckte heftig zusammen. „Kann man das?“ flüsterte er.

„Haben Sie es wenigstens versucht?“

„Versucht. Ach . . . Sie haben ja keine Ahnung . . . von dem Augenblicke an, wo Sie aus meinem Zimmer gingen . . .“

„Haben Sie schreiben wollen — nicht wahr? Ja, so meinte ich's aber nicht.“

„Ich weiß, was Sie meinten, Martha. Sie meinten es so gut mit mir. Aber haben Sie nur erst den Stoff — ich meine so die ganze Sache vor Augen — ich sage Ihnen . . . wo bleibt da die Vernunft.“

„Aber Sie haben jetzt Zweifel an ihrer Kraft bekommen. Unnötigen Zweifel. Das thut mir so leid.“

„Unnötigen Zweifel?“ rief er laut, voll Bitter=

keit. Sie legte beschwichtigend die Hand auf seinen Arm. —

Walter dachte, Wilhelm hätte nach ihm gerufen, und kam herbeigesprungen: „Was willste, Wilhelm!“

„Nichts,“ erwiderte Wilhelm leise. „Geh nur wieder spielen.“ Der Kleine trollte davon.

„Sehen Sie nun ein,“ fuhr Martha fort, „daß ich Grund hatte, Sie vor dem Herzen zu warnen? Sie glauben, ich kenne die Aufgabe nicht, die Sie sich gestellt haben. Wilhelm, wie würde ich mich so auf Ihr Werk freuen, wenn ich nicht ahnen würde, was es bedeuten kann.“

Er sagte mit zitternder Stimme: „Ob ich es fertig bringen werde, Martha . . . ich weiß nicht.“

„Haben Sie nicht innerlich alles fertig? Sagten Sie mir nicht so?“

„Ja . . . so sagte ich Ihnen.“

„Nun und? Lassen Sie doch jetzt den Verstand mit dem Herzen arbeiten . . . ich meine, lassen Sie den Verstand so recht tief ins Herz hineinsteigen . . . ein bißchen Kälte in all' das Feuer, Wilhelm — dann werden Sie sehen, dann wird es schon werden.“

Er sah sie an. „Das ist noch das Schlimmste, was mich treffen konnte . . . daß ich jemanden finde . . . der an mich glaubt.“

Sie erfaßte nicht sogleich, welche Bedeutung in

diesen Worten lag. — „Wie kann das schlimm für Sie sein?“ fragte sie langsam.

„Martha, ich möchte sie bloß fragen — was hat Ihnen eigentlich solchen Glauben an mich gegeben?“

„Was sie gelitten haben — und daß Sie leben geblieben sind,“ erwiderte sie fest.

Er starrte sie an. „Leben — geblieben?“

„Daran sah ich, daß Sie einen Halt hatten, Wilhelm. Warum sehnen Sie sich nur immer nach dem Zukünftigen? Haben Sie denn nichts? Ist es denn nicht ein Trost für Sie, daß Sie Kleist so verstehen, so mit ihm leben können?“

Das Lächeln kam auf seine Lippen. „Trost? Darauf möchte ich Ihnen nicht antworten, Martha. Sie können es wohl für etwas Großes halten, daß ich — leben blieb. Ich blieb eben für meine Arbeit leben. Wenn ich nun dafür aber nicht leben kann?“

Sie sah vor sich hin, ein Zittern überlief sie. „Es ist schrecklich, wie das über Ihnen liegt . . . Aber doch auch schön, Wilhelm! Denken Sie an Ihr Werk! Ich glaube, man muß Ihnen nur ein bißchen Mut einsprechen, Sie haben zu wenig Anerkennung. . . . Haben Sie doch Mut! Sehen Sie sich hier um — die schönen Bäume, der Himmel mit der Sonne — ist das nichts? Sehen Sie Walter dort spielen — der hat keine Sorge um morgen und wird doch

auch einmal ein denkender Mensch werden! Wilhelm, nehmen Sie den Kleinen zum Beispiel! Sehen Sie doch darauf, wo Sie sind!"

Es war seltsam ergreifend — sie, die unbewußt den Tod vor Augen hatte, sprach ihm, der nur als Dichter litt, Trost ein. Wessen Leid war größer? Es sollte sich erweisen.

„Wenn ich für etwas dankbar wäre, müßte ich's dafür sein, daß ich Sie gefunden habe, Martha," erwiderte er bewegt. „Aber glauben Sie mir, ich sehe nur zuviel auf das, was mich umgiebt. Meine Sache umgiebt mich — das ist es. Ich bin noch jung — ich muß noch lernen. Wie kann ich lernen, wenn ich jetzt schon solche Aufgabe habe . . ."

„Könnten Sie die Aufgabe nicht ein wenig — ruhen lassen, Wilhelm?"

Er sah sie erschrocken an. „Martha — ich glaube — Sie verstehen doch noch nicht, was Keist ist . . ."

„Vielleicht. Aber ich weiß, was Sie sind. Sie sind auf einem gefährlichen Wege, Wilhelm. Halten Sie ein — Sie wissen nicht, was es heißt, wenn ich zum Einhalten rate. Halten Sie ein. Oder — schreiben Sie."

Er lächelte. „Wollen Sie mir auch sagen, wie?"

„Geben Sie auf, alles geben zu wollen. Wenn

Sie klein anfangen, wird das Kleine aus sich selbst groß werden."

„Ich verstehe Sie wohl . . . Ich will mich bezwingen."

Sie sah ihn mit leidender Freude an. Thränen standen ihr in den Augen. „Nun wird es besser werden, Wilhelm . . . Passen Sie auf."

XIII.

Für den letzten Sonntag, welcher in die Ferien fiel, beabsichtigte Herr Arnold mit seiner Familie noch einen größeren Ausflug zu unternehmen. Am voraufgehenden Sonnabend fand bei Tisch eine Beratung statt, welches Ziel man sich stecken sollte. Jeder nannte einen anderen Vorort Berlins. Steglitz, Grünau, Pankow und Tegel, alle Himmelsrichtungen wurden durchgenommen. Am stärksten fühlte man sich zur Potsdamer Gegend hingezogen.

„An Potsdam selbst müßten wir aber den ganzen Tag wenden," meinte Herr Arnold — „das wollen wir doch nicht."

„Ist denn nicht was Hübsches zwischen Potsdam und Berlin, wo man hin kann?" fragte Grete.

„Ich wäre dann schon am meisten für Wannsee," meinte Ekkard.

Martha sah Wilhelm an.

„Du hast wohl recht, Ekkard," sagte der Vater — „man hat ja die Fahrt nach Wannsee jetzt so bequem."

„Und billig."

„Nun, dies auch. Ich bin sehr lange nicht dort gewesen. Bietet denn Wannsee eigentlich viel?"

„O, der See ist großartig, und der Wald ist auch sehr schön. Eine Sehenswürdigkeit hat Wannsee ja auch."

„Welche denn?"

„Nun, das Grab von Heinrich von Kleist liegt doch da."

„Richtig — ich erinnere mich," sagte der Direktor. „Dort fand ja am 21. November 1811 der traurige Selbstmord statt." Herr Arnold sah nachdenklich vor sich hin. „Es ist schade, daß Kleist kein fertiger Dichter geworden ist. All' die unleugbaren Schönheiten bei ihm werden dem Leser durch Roheiten und Unreife vergällt. Er hat seinem Leben in Verzweiflung selbst ein Ziel gesetzt, weil er eben keinen Halt in sich trug. Ein warnendes Beispiel — ein Talent ohne Gott!" —

Nach einer Pause meinte Grete: „Ich möchte ganz gern mal den Prinzen von Homburg sehen — Else Simon hat'n mir neulich geborgt."

„Nein, nein, Grete. Wir werden uns unseren Wilhelm Tell im Schauspielhause ansehen, wie ich Euch versprochen habe — ich will Euch nur Vollendetes, nichts Unreifes zeigen. Wilhelm — wie ungeschickt!"

Der Neffe hatte sein Glas so heftig auf den Tisch gestellt, daß es zerbrach. —

„Bei Wannsee bleibt es also?" fragte Ekkard.

„Jawohl. Wir essen erst zu Hause und fahren dann vom Wannseebahnhof ab. Wirst Du mitkommen können, Martha?"

„Ich möchte erst Morgen abwarten. Aber ich bitte dringend, laßt Euch nicht durch mich zurückhalten."

„Und Du, Wilhelm? Schließest Du Dich uns an?"

„Wenn Du erlaubst, Onkel."

Sie standen auf. Martha trat in den Erker, Wilhelm näherte sich ihr.

„Wollen Sie wirklich mit?" fragte sie ihn leise. „Sie werden das Grab sehen."

„Ach."

— — — — — — — — — — — — — —

Am Sonntag nach dem Mittagessen brach die Direktorfamilie auf und begab sich zu Fuß durch heiß belebte Straßen nach dem Bahnhof. Martha war nicht mitgekommen, sie wollte sich mit ihrem Klavierspiel den Nachmittag vertreiben. — Das Ehepaar Arnold ging voraus, hinter ihnen Ekkard und Grete, den Beschluß machte Wilhelm mit Walter. Der Kleine hatte am wenigsten Scheu vor seinem Vetter, er sprach ganz munter mit ihm, und die Anderen waren froh, sich nicht mit Wilhelm einlassen zu brauchen.

Wilhelm hatte sich eigentlich ohne rechte Überlegung dieser Partie angeschlossen. Marthas Bedenken, er werde durch den Anblick des Grabes beunruhigt werden, hatte ihn nur mit noch stärkerer Sehnsucht nach diesem Anblick erfüllt. Bevor er noch den Ort, an den er schon so viel gedacht, kennen lernte, war er ihm schon vertraut. Er stellte sich ihn vor in tiefstem Walde, nur von durch das Laubwerk blitzenden Sonnenstrahlen erleuchtet — ein Geheimnis der lärmenden Welt, ein Heiligtum, wenig gekannt und dem, der es aufsuchte, ein Ziel des Friedens. Sollte er diesen Anblick fürchten? Ein eigenes Gefühl half ihm darüber hinweg: Er müsse den Ort kennen lernen . . sich vertraut machen . . . Er wußte nun weiter nicht —

Der Wannseebahnhof neben der Potsdamer Bahn war dicht von Ausflüglern belagert. Das schöne Augustwetter hatte die Berliner herausgelockt. Herr Arnold kaufte die Fahrkarten, man stieg die Treppe zum Bahnsteig hinauf und postierte sich in kriegslustiger Erwartung des Sturms auf die Kupees. Der Zug lief ein, der Sturm begann. Der sonst so sanfte Herr Direktor erkämpfte mit Löwenmut ein leeres Kupee, schob Frau und Tochter hinein, Ekkard folgte mit Walter, Wilhelm aber wurde von den anderen Kämpen zurückgedrängt.

„Wo steigst Du ein, Wilhelm?“ rief ihm Walter zu.

„Ich fahre dritter Klasse!“

Die Pfeife des Zugführers ertönte. Wilhelm schwang sich noch im letzten Moment auf ein Trittbrett. „Nanu, nanu — man keene Sachen!“ Zwei nervige Arme zogen ihn in den Wagen — der Zug dampfte ab.

Wilhelm befand sich zwischen zwei Arbeiterfamilien, welche von einer Bank zur anderen eine schreiende Unterhaltung führten und mit ihren heftigen Gestikulationen ihn beständig hin und herschoben. Es war eine Fahrt voll Drang und Enge. In Steglitz wurde endlich ein Platz leer — Wilhelm konnte sich setzen. Bei Lichterfelde, Zehlendorf, Schlachtensee wurde

Station gemacht — von Schlachtensee an befand sich Wilhelm allein in seinem Kupee. Die nächste Station sollte Wannsee sein. Mit träumerischer Spannung blickte er hinaus. Die Gegend schien in dem zurückflutenden Rauch der Lokomotive wie in Nebel gehüllt, helle Telegraphenstangen auf schwarzem Kieferngrunde huschten vorüber, der Himmel war bleich und wolkenlos. Da endlich kam der See. Der Wald wurde licht, eine silberig glitzende Masse erschien hinter den Stämmen, immer größer und weiter und eine Sekunde lang trat der See in seiner ganzen Ausdehnung hervor. Mächtiges Bild. Mächtiger für Wilhelm, der bei diesem Anblick an Kleist dachte.

Ein schriller Pfiff. „Wannsee!“ Der Zug hielt. Wilhelm stieg aus und traf nach kurzem Suchen wieder mit der Familie Arnold zusammen.

„Na, biste mitgekommen, Wilhelm?“ rief Walter erfreut.

Wilhelm lächelte: „Wie Du siehst.“

„Du hättest Dich uns nur anschließen sollen,“ meinte Herr Arnold verstimmt, „am Sonntag muß man auf der Eisenbahn umsichtig sein. Kommt jetzt — wir wollen die Chaussee entlang gehen, da haben wir den See am besten vor Augen. Welches Lokal nanntest Du doch vorhin, Ekkard, wo wir Kaffee trinken könnten?“

„Den Kaiserpavillon, der liegt am See. Ich weiß das noch von der Landpartie her, die ich früher mal mit den Primanern nach Wannsee gemacht habe."

„Schön, wir werden uns dort erst ein wenig ausruhen und dann die Gegend besehen."

„Auf das Denkmal von Kleist freu' ich mich riesig!" rief Grete. —

Sie bogen nun vom Bahnhof in die Chaussee, welche am Seegestade entlang in die Villen-Kolonie führt. Es war drückend heiß geworden und gab wenig Schatten. Der von vorausrollenden Wagen aufgewirbelte Staub war nicht dazu angethan, den Durst, den die Bahnfahrt geweckt, zu löschen.

„Da is nu solche Menge Wasser und man hat Durst!" äußerte endlich Walter. Alle lachten.

„Du wirst bald befriedigt werden, mein Kind. Der schöne Anblick des Sees muß Dir einstweilen genügen. Die Hitze ist in der That unerträglich . . ." Herr Arnold nahm seinen breitkrämpigen Strohhut ab und wischte sich die Stirn. Wilhelm starrte aufs Wasser.

An einer Biegung des Weges, in geringer Höhe über der Chaussee, erschien das ersehnte Lokal, der Kaiserpavillon. Sie stiegen die steilen Treppen hinauf und ließen sich an einem Tische nieder, von welchem

aus man den Wannsee weithin überblicken konnte. Herr Arnold bestellte Kaffee, erquickte sich selbst aber erst an einem Trunk kühlen Selterswassers. Nun wurde er lebhaft, und die eingetrocknete Zunge gewann wieder Kraft zu gedankenreichen Auslassungen. Er machte auf die Schönheit der Umgebung aufmerksam, und seine Worte erst durften Gattin und Grete, Ekkard und Walter von dieser Schönheit überzeugen. Wilhelm hörte nicht zu, er saß abgewandt, die Augen tauchten in die glitzende Flut. Der See war leicht bewegt, einzelne Segelboote belebten die weite Fläche. Diesseits umsäumten lichte Villen das Ufer. Die Sonne hatte ihr glühendes Spiegelbild im See. Es herrschte tiefer Friede — nur ein Gesang aus den Booten und der leis aufklatschende Wellenschlag tönten herüber.

Herr Arnold beobachtete seinen Neffen. Es entging ihm nicht, daß die Naturschönheit ihn ergriffen, und er wollte diesen günstigen Moment, auf ihn einzuwirken, nicht unbenutzt lassen.

„Es ist doch wunderbar herrlich," begann er, „wie die Natur das mächtigste Werkzeug Gottes geworden ist. Wer da verstört ist, wer sich da quält mit Zweifelsqualen und zu verstockt ist, den geraden Weg zu Gottes Kirche zu finden, der wird von Mutter Natur ohne sein Dazuthun Gott nahegebracht! Kinder ich kenne Euch — Ihr seid brav — es ist

das kein Verdienst, Ihr wißt es. Aber das Leben steht Euch noch bevor, und jedem Menschen bringt das Leben bittere Stunden — behaltet die Augen für die Schönheit offen, Gott offenbart sich in der Schönheit!"

Langsam wandten sich die Augen der Anderen zu Wilhelm hinüber, der aber verharrte in seiner abgewandten Stellung.

Herr Arnold lehnte sich unmutig zurück. „Wo bleibt denn der Kaffee, Kellner!"

„Hier, mein Herr."

Sie tranken. Während des Trinkens drückte Frau Arnold ihrem Gatten schweigend die Hand. Er lächelte und trank Kaffee.

„Ich hätte aber nichts für Dich bestellt, Wilhelm, wenn Du nichts trinkst."

„Ich habe mich schon mit Walter geeinigt," erwiderte Wilhelm, „der übernimmt meine Tasse."

„So, so." —

Als endlich auch noch der mitgebrachte Kuchen verzehrt war, erhob sich der Direktor. „Es ist spät geworden, wir müssen uns beeilen, wenn wir noch ein wenig Umschau halten wollen. Das Denkmal Kleists wollt Ihr doch alle gern sehen — nicht wahr?"

„Ja, Papa!“ rief Walter.

Herr Arnold wandte sich nun an den Kellner um Auskunft, wo sich das Grabmal befände.

„Thut mir leid, mein Herr, weiß ich nicht — ich bin Saisonkellner.“

Da rief ein kleiner Junge, der dabei stand: „Ach, Sie meinen wol das Jrab mit's Eisenjitter rum? Ja kommen Se man — ich wer' Ihnen Bescheid zeigen.“

„Danke schön, mein Junge,“ sagte Herr Arnold — „kommt, Kinder, unser kleiner Führer wird uns an Ort und Stelle bringen!“

Der Junge schritt voraus. Einen Augenblick zauderte Wilhelm — dann folgte er den Anderen. Von der Chaussee abbiegend, betraten sie einen am Bahngleise entlang führenden, lehmigen Fahrweg. Rechts stand dichtes Gehölz. „Ist es hier?“ fragte Wilhelm.

„Na jewiß, beim kleenen See is es.“

Wilhelm erinnerte sich jetzt der Schilderung, welche in seinem Buche von Kleists Grabmal entworfen war.

„Halt!“ rief da der Junge. „Nu jeh'n Se mal hier runter.“

Ein kleiner Wildpfad führte in ein etwas tiefer gelegenes Wiesenthal hinab. „Seh'n Se da drüben den Hüjel?“

„Ja.“

„Und oben druf die vier Steine mit'n Jitter zwischen?“

„Ja.“

„Das is es.“

„Hier mein Junge, schönsten Dank.“ — Wilhelm sah nach dem Hügel hinüber.

„Das war rasch gefunden,“ sagte Herr Arnold — „kommt, Kinder. Nun, Wilhelm, kommst Du?“ Wilhelm sah nach dem Hügel hinüber und blieb stehen.

„Was hast Du denn?“

„Nichts.“

Bald standen sie oben auf dem Hügel. Rauhe Kiefern gaben einen dunkelrauschenden Hintergrund für das epheuumsponnene Grab; eine Marmortafel darauf meldete: „Heinrich von Kleist. Geboren 18. Oktober 1776, gestorben 21. November 1811.“ — Henriettens war nicht Erwähnung gethan. Das Grab umschlossen vier durch eiserne Gitter verbundene Granitsteine. Ein welker Lorbeerkranz lag auf dem Hügel, die schwarze Schleife um den Fuß eines starken Baumes gelegt, der aus dem Grabhügel emporstieg.

„Sieh mal, Papa — eine Eiche is da rausgewachsen,“ sagte Walter halblaut.

Wilhelm sah hastig zur Krone hinauf. — Seine

Augen wurden dunkel und starr, die Lippen öffneten sich, eine furchtbare Glut stieg in ihm auf, und der Umgebung vergessen, sagte er tonlos: „— Alles . .?“

Der Direktor sah ihn an: „Wilhelm, Du bist so blaß — ist Dir nicht wohl?“

„Ich bin — wohl . . . wollen wir . . . weg?“

„Du siehst ja ganz fürchterlich aus! Wilhelm!“

„Es wär mir lieb . . . wenn wir nach Hause . . . könnten.“ Er taumelte.

Da trat Eckard rasch zu ihm hin, faßte ihn unter und führte ihn den Hügel hinab. „Lass' nur,“ flüsterte er zu seinem Vater zu — „Du kennst den Zustand nicht bei ihm — wir wollen nach Hause, dann geht's vorüber.“

Schweigend gingen sie die Chaussee nach dem Bahnhofe zurück. Nun hatte Wilhelm das Grab gesehen. Nun kannte er seine Bestimmung: er sollte Kleist empfinden, nie geben. Während er noch einmal zurücksah nach dem Hügel mit den vier Steinen, dachte er an Tod.

XIV.

Der Todesgedanke war ihm nicht schrecklich, denn er war ihm nicht neu. Dasselbe, was er bei Kleist empfunden, Tod sei Ergebnis des Lebens, hatte auch ihm von jeher vor Augen gestanden, und jetzt, da das einzige erstrebenswerte Gut, sein Gedicht ihm versagt blieb, fühlte er sich dem letzten Ergebnis nur näher. Er hatte geglaubt, Kleist zu empfinden. Jetzt empfand er ihn.

Besaß er keine Befähigung? War er denn wirklich kein „Talent"? Und diese unaussprechliche Glut, die er fühlte, die in ihm hochstieg und Äußerung flehte — sie sollte nichts besagen? Nichts. Wenn er hier wirklich empfand, wenn er hier prüfen wollte, ob er ehrlich war vor sich selbst, dann durfte aus seinem Leid kein Lied werden. Dann mußte er untertauchen im Dunkel, ungesehen, ungeliebt, wie der, der alles konnte, was er nur ersehnte, und zuletzt doch schwieg.

Was zauderte er noch? Ein schneller Entschluß — zitterte er vor dem? Konnte es wohl ein schöneres Ausklingen geben, ein sanfteres Hinüberschlafen, als dort, wo aus Grabesdunkel heraus noch das wachsende Leben, die Eiche, emporgestiegen war? Er brauchte

vielleicht nicht einmal Mörder zu werden an sich selbst, um dort einzuschlafen. Das Bewußtsein, bei ihm zu sein, langsam in seine Arme hinabzusinken, mußte schon tötlich wirken. Und wenn es nun eine That sein mußte, dies Ende? Er hatte Mut. Er wollte es thun und nur daran denken, was nach der That kommen würde. Martha hatte einmal von einem Ausweg gesprochen, welchen ihm sein Werk verschaffen könnte. Es lag ein Zauber darin, diesen Ausweg zu finden. Nun fand er ihn — anders freilich, als sie dachte — ganz anders.

Dennoch zauderte er. Feige war er nicht, und all sein Hoffen lag dort, wo er sterben wollte. Wie starb denn Kleist? — Er starb nicht allein . . . Nicht allein. War das entscheidend? Sprach also doch Mutlosigkeit selbst noch im letzten Augenblick der That mit?

Was war Henriette für Kleist? Nicht Liebe . . . Nichts Ewiges hatte sie zusammengeführt, nur . . . was? — Beide wollten sterben, um zu sterben. Er, da seine Seele, sie, da ihr Körper gelitten. Und als sie sich gefunden hatten, wurde aus dem gemeinsamen Wunsche beider gemeinsame That. Hätte Kleist ohne Gefährtin die letzte Kraft gefunden? Die letzte Kraft lag gerade in der Gefährtin. Mut. Überwindung.

Wilhelm lag mit offenen Augen da und dachte an seine Gefährtin.

* * *

Die Ferien waren zu Ende. Wilhelms Hoffnung, sein Körper werde ihn von den verhaßten Schulpflichten entbinden, erfüllte sich nicht. Er blieb gesund, wenn er auch wenig Schlaf fand, und der quälende Druck im Kopf ihm die Fähigkeit nahm, andere Gedanken, als seine fürchterlichen eigenen, zu fassen. Er bezwang sich aber dergestalt, daß seine Umgebung ihn für völlig normal hielt, und der Direktor die immer geringeren Leistungen ganz auf die Beschränktheit und Trägheit des Neffen zurückführte.

Herr Arnold gab es auf, auf Wilhelm einzuwirken; er beschloß, ihn zu Weihnachten von der Schule fortzunehmen und ihm eine kaufmännische Stelle zu verschaffen. Diesen Entschluß gab er seinem Neffen in dürren Worten kund, und dieser war zu seinem nicht geringen Erstaunen vollkommen einverstanden. So verging der September, verging der Oktober, ohne daß Wilhelm zu einer Entscheidung kam. Der November sollte sie ihm bringen.

Es gab keinen langen Winter in diesem Jahre.

Anfang November wurde es bitter kalt, und eines Morgens lag zum Entzücken der Schuljugend tiefer weicher Schnee auf Häusern und Straßen. Das Ehepaar Arnold sah dem beginnenden Winter stets mit angstvoller Sorge entgegen — es war dies die ungünstigste Zeit für Martha. Wenn der erste Frost mit seinen eisigen Winden daherkam, mußte das Mädchen gehütet werden wie eine Südpflanze im Treibhaus, denn der geringste Anstoß konnte sie niederwerfen. Der Geheimrat versäumte es nie, für den November die schärfsten Vorsichtsmaßregeln zu geben. Martha schien diesmal einen besonders schlechten Winter haben zu sollen, ein quälender Husten hielt sie den ganzen Tag über im Zimmer, und die Stubenluft ward ihr auf die Dauer ebenso schädlich, wie draußen der kalte Wind. Was aber die Eltern am meisten beunruhigte, war eine wachsende Mißstimmung, welche man sonst auch während ihrer schwersten Leidensstunden nie an Martha beobachtet hatte. Sie lag fast den ganzen Tag über teilnahmslos auf dem Sofa und wurde erregt, wenn man sie über ihren Zustand befragte.

Am Nachmittage des 20. November, einem Sonnabend, kam Wilhelm aus der Turnstunde und begab sich, da er die Flurthür zufällig offen fand, ohne zu läuten, durch den Korridor in sein Zimmer. Es

wurde schon frühzeitig dunkel, und Frau Arnold hatte sparsam, wie sie war, noch keine Anweisung gegeben, auf dem Flur das Gas anzuzünden.

Wilhelm ließ die Thür seines Zimmers offen und warf sich erschöpft aufs Sofa. Aus dem gegenüberliegenden Wohnzimmer hörte er eine Unterhaltung herübertönen; er unterschied die Stimmen des Ehepaares und eine dritte — die des Geheimrats. Der Arzt war bei ihnen. Wilhelm starrte teilnahmslos vor sich hin. Plötzlich kam die Unterhaltung näher, die Thür des Wohnzimmers wurde geöffnet, Wilhelm sah drei Gestalten heraustreten, konnte sie aber in der Dunkelheit nur an ihren Stimmen unterscheiden.

„Die Sonne geht jetzt schon so früh, Herr Geheimrat — verzeihen Sie nur — Auguste, willst Du nicht Licht holen?“ sagte Herr Arnold mit seltsam bewegter Stimme.

„Ach, lassen Sie doch,“ erwiderte der Geheimrat, „ich weiß ja . . . hier hängt mein Pelz — den fühle ich schon.“

Herr Arnold war ihm beim Anziehen behilflich.

„Wie gesagt — ich kann Ihnen nur wieder und wieder die große Aufgabe vor Augen führen, welche Sie dem Kinde gegenüber haben,“ begann der Geheimrat.

„Hört hier auch niemand? —“ fragte Herr Arnold angstvoll.

„Nein, nein, Adolf, — Wilhelm ist noch gar nicht aus der Turnstunde zurück, sein Zimmer ist ja dunkel.“

„Bester Herr Geheimrat,“ begann jetzt der Direktor, „Sie kennen unsere Martha jetzt schon so lange, Sie haben die furchtbare Krankheit von Anbeginn verfolgt — ich weiß, Sie wollen uns keine falschen Hoffnungen machen — aber Du mein Gott — ein Mädchen von neunzehn Jahren — ist denn die Schwindsucht wirklich . . .?“

Wilhelm hörte einen schluchzenden Laut — Frau Arnold weinte.

„Sie sagen es, Herr Direktor. Ich bin Arzt und Sie wollen Wahrheit.“

„Gott, Gott — womit habe ich das verdient!“

„Ich sage Ihnen doch nichts Neues, bester Herr Direktor. Auf ihren Wunsch habe ich das Mädchen nochmals von Grund aus untersucht — — ja, wie ich Ihnen sage: Noch zwei Jahre vielleicht.“

„Auguste, denke an Gott! Ich denke auch an Gott!“

„Das ist das Einzige, was uns übrig bleibt. Wir sind alle Menschen, namentlich wir Ärzte. Vielleicht giebt ihr der da oben ein längeres Leben, als

ich prophezeihen kann. Es giebt Beispiele. Das Einzige, was mich heute wirklich beunruhigt hat, ist die Mißstimmung, die Apathie, welche sie diesen Winter zeigt."

„Ach bester Herr Geheimrat . . . ich kann mir gar nicht enträtseln, woher die gekommen ist! . . ."

„Sie auch nicht, gnädige Frau?" —

Frau Arnolds Antwort erfolgte erst nach einer Pause: „Nein."

„Nun, es wird eben in der wachsenden Krankheit liegen. Haben Sie nur Mut, liebe . . . Sie können doch nicht aussorgen für ihr Leben . . . nicht wahr . . . und wenn es wirklich einmal vorbei sein muß . . . na . . dann haben Sie Ihr schönes Bewußtsein . . . Bei Gott, ich kann Ihnen weiter nichts sagen."

Die Flurthür wurde geöffnet und wieder geschlossen — der Geheimrat ging. Ein leises Schluchzen wurde noch laut, dann begaben sich die Eheleute müden Schrittes in das Wohnzimmer zurück.

Wilhelm erhob sich vom Sofa — ein Lächeln ging über sein Antlitz — — — Doch jetzt nur Überlegung, Kälte — — Er schlich sich mit größter Vorsicht auf den Flur, zog den Überrock an, setzte den Hut auf und verließ die Wohnung. Draußen auf der Treppe wartete er einige Minuten, dann zog er die Klingel. Er wollte den Direktor sicher machen,

als ob er eben erst aus der Turnstunde käme. Herr Arnold öffnete, er sah düster und mitgenommen aus. Schweigend ließ er den Neffen ein. Wilhelm ging schnell an ihm vorüber in sein Zimmer, schloß die Thür, zündete die Lampe an und schrieb einen Brief.

XV.

„Martha — — —

Sie haben gewiß auf einen Entschluß gewartet, den ich fassen würde. Ich kann Ihren Gedankengang erraten. Sehen Sie — — Ich hatte Ihnen da was vorgeprahlt von einem Stück, das ich schreiben wollte — — Die Idee hat Ihnen gefallen, weil Ihnen Kleist gefällt. Nicht wahr, Martha? Wir wollen uns doch nichts vormachen! Wenn wir jetzt nicht die Wahrheit finden können . . . nun, ich will mich befleißigen. Verlieren Sie nur nicht die Lust, den konfusen Blödsinn hier zu lesen. Vielleicht interessiert Sie, was ich Ihnen zu sagen habe. Wahrhaftig, Martha, ich weiß selbst nicht mehr, was ich eigentlich ehrlich meine . . . Sie waren immer so herzlich

gut zu mir . . . Bei Gott, Ihr Vater hat mir Gutes gethan — aber ich will ehrlich sein, ehrlich, ehrlich, ehrlich — — — ich hasse Ihren Vater!!!

Nun, nun . . . das wird ihm nicht schaden . . wenigstens nicht mehr lange — — hören Sie also meinen Entschluß — und — nun Sie werden ja nichts dagegen sagen . . . Also ich weiß jetzt, daß ich Kleist nie schreiben werde — das weiß ich jetzt . . . Sie können mir ja kein größeres Glück wünschen, als daß ich das weiß — — — Martha, wo haben Sie ihre Ahnungen her? Warnten Sie mich nicht vor Kleists Grab? Wie konnten Sie mich davor warnen, Martha? O . . . das Grab ist ja so schön! Ich freue mich ja so darauf, es wieder zu sehen! Ach Sie wissen ja nicht, wie ich mich darauf freue! — — — — Nun zu Ihnen. Ich schreibe Ihnen, weil die verfluchte Sklaverei hier im Hause mir nicht erlaubt, daß ich mich hinschmeißen kann vor Ihnen, Hände entzweidrücken, Ihre Kniee küssen, Ihre kleinen, reizenden, o die kleinen Füße! Möchten sie lahm sein die Füße! Möchten sie blind sein die Augen! Und doch so schön bleiben, so wunderbar schön!! Das wäre vollendet! Nun, haben Sie keine Angst . . . ich liebe Sie nicht . . ich bin auch nicht verrückt . . . ich will mich nur in den Tod reinreden . . . das hat Kleist auch gethan . . . also Martha

— — wissen Sie, was Ihre Krankheit ist? Sie werden es ja ohne Namen wissen. Was brauchen wir Namen für unser Leid. Was das Leid ist, das weiß doch kein Geheimrat! — Sie sind schwindsüchtig, Martha — — ich Narr brauche Ihnen das zu sagen — — — Wie ein Dieb in der Nacht habe ich's belauscht, wie der Arzt es Ihren Eltern gesagt hat — — Sie würden nur noch zwei Jahre zu leben haben — — o, Martha, doch ein Jammer! . . . Ich kenne Sie, ich weiß, was Sie sind, wie Sie sind, wie schön, wie jung an Herz und Seele, wie der junge Morgen, so schön! O Martha, Martha — ich weine um Sie und freu' mich um Sie!

Ich will ein Ende machen. Gehen Sie doch mit mir. Ich finde keine Worte, die diesen Herzenswunsch bekräftigen könnten. Fürchten Sie nichts, wenn Sie mit mir sterben. Ich kenne den Tod . . . ich glaube, ich kenne ihn. Wollen Sie etwa abwarten, bis er zu Ihnen ans Lager tritt, bis er Sie anglotzt mit glasigen Augen, bis er Sie anpackt, der rüde Hund, mit Knochenarmen und Sie nur Ekel, Ekel, Ekel mit hinübernehmen? . . . Nein, Martha . . . denken Sie . . . ich will das nicht . . . Ihre Schönheit . . . Ihre Güte . . . Ihre Größe — das alles muß im höchsten Moment zu Grunde gehen . . . so will ich's haben . . . Martha, es war ein Trieb in uns beiden,

der uns zusammengebracht hat . . . Warum sind wir zusammengekommen? Um zu sterben . . . gemeinsam. Ich bin kein Egoist, ich bin kein Feigling, der nicht allein das Letzte zu thun wagt . . . ich will nur wissen, was das Letzte und Höchste ist . . . Martha . . . lesen Sie meinen Brief noch einmal durch . . . tausendmal, Martha . . . ich erwarte keine Antwort, die mich zurückweisen könnte . . . Ich will Ihnen ja alles geben, was ich habe . . . was ich habe, Martha! Wilhelm."

XVI.

Er legte diesen Brief in ein Gedichtbuch, welches ihm Martha einmal geliehen hatte, und begab sich zu der Thür, welche in ihr Schlafzimmer führte. Er pochte, trat aber sogleich ein.

Martha lag auf dem Sofa und fuhr entsetzt zusammen. Frau Arnold, welche neben ihr saß, rief entrüstet: „Aber Wilhelm, wie können Sie so rücksichtslos in ein Krankenzimmer eintreten!"

„Ich bitte um Entschuldigung," erwiderte Wilhelm und schritt langsam auf Martha zu: „Hier —

Fräulein Martha wünschte ihr Gedichtbuch zurück ... ich bring es."

Martha starrte ihm in die Augen — sie las etwas darin.

„Das hätte doch wirklich Zeit gehabt ... gehen Sie jetzt, Wilhelm," rief die Direktorin. Wilhelm ging.

„Willst Du denn jetzt Gedichte lesen, Kind?" wandte sich Frau Arnold an ihre Tochter — „gieb her, ich lese Dir vor."

„Nein ... lass' mir das Buch."

Die Mutter widersprach nicht. Martha schlug den Deckel des Buches auf — sie sah einen Brief zwischen den ersten Seiten. Hastig bedeckte sie ihn mit der Hand und ließ ihn verschwinden. „Mama, Du brauchst nicht mehr bei mir zu sitzen — ich will ein bißchen schlafen." Frau Arnold deckte sie sorgfältig zu und entfernte sich.

Sobald sie hinaus war, öffnete die Kranke den Brief und las.

* * *

Es wurde Abend. Die Stunden, welche Wilhelm heute noch durchmachte, übertrafen alles, was er im Elternhause erlebt hatte. Hatte Martha den Brief

gelesen? . . . Ihre Antwort. Wie sollte er ihre Antwort bekommen, wenn sie keinen Ausweg fand. So verging der Abend und die Nacht. – Der nächste Tag, der 21. November, war ein Sonntag. Heute mußte die Antwort kommen, Wilhelm stand schon frühzeitig auf und setzte sich an den Tisch, den Kopf in die Hände gepreßt.

Das Dienstmädchen trat ein und brachte ihm Kaffee. „Die Frau Direktern hat Ihren Überzieher jenäht, Herr Wilhelm, hier — nu is er in Ordnung.“ Sie reichte ihm den Rock welchen am Tage vorher Frau Arnold zur Reparatur an sich genommen hatte.

„Wo hat meine Tante das genäht?“ fragte er halblaut.

Das Mädchen lachte: „Wo? Na wahrscheinlich in Fräulein Martha ihr Zimmer . . da hat sie doch jestern Abend jesessen.“ Sie entfernte sich wieder.

Wilhelm war von einer Ahnung gepackt, er faßte hastig in die Seitentasche des Rocks . . . nichts . . Doch unten im Futter — da war etwas! Er riß das Futter auf und fand einen Brief von Marthas Hand, in zitternden Zügen geschrieben:

„Lieber Freund,

was Sie mir in Ihrem Brief mitgeteilt haben, hat

mich nicht so sehr überrascht, wie Sie wohl erwarteten. Sie haben ganz recht — man braucht keinen Namen für sein Leid. Die Erfahrung haben Sie ja auch gemacht. Was Sie mir ferner sagen, Sie könnten Ihr Werk nicht schreiben und wollten ein Ende machen — wie darf ich etwas dawider sagen, wenn ich nicht damit zeigen will, daß ich an Ihrer Ehrlichkeit zweifle. Aber ich will Ihnen doch etwas erwidern, Wilhelm, und ich bitte Sie, meinen Brief ebenso sorgfältig zu lesen, wie ich den Ihren gelesen habe.

Sie glaubten mich mit der Nachricht zu überraschen, daß ich schwindsüchtig sei und nur noch zwei Jahre zu leben hätte. Ich hätte mich nicht entsetzt, wenn es auch nur ein Jahr wäre. Ich weiß, wie es mit mir steht, und während sich meine Eltern immer bemühen, mir ihre Thränen zu verbergen, bemühe ich mich, ihnen die meinen zu verbergen. Ich weine aber nicht um mich, Wilhelm — nicht, wie Sie es so leidenschaftlich ausdrücken. Was weiß ich von Jugend, von Schönheit, von denen Sie sprechen? Nein, lieber Freund — es thut mir weh, daß Sie die „Schönheit," die in mir zu Grunde gehen soll, so bejammern. Ich habe einen lautlosen, großen Kampf gekämpft, länger als Sie, Wilhelm. Ich will nicht entscheiden, ob mein Kampf schwerer, war, wie

der Ihre. Sie sind eben ein Dichter. (Daran zweifle ich keinen Augenblick, wenn Sie Ihren Kleist auch nicht schreiben.) Sie haben kein Ziel und wünschen es, ich habe ein Ziel und brauche es nicht zu wünschen. Sie wollen sich töten, schreiben Sie mir. Sie hätten den Mut. Ich weiß, Wilhelm, daß ich jetzt etwas schreibe, was Ihren Ansichten nicht entspricht: Ist es ein höherer Mut, wenn ich leben bleibe, oder wenn Sie in den Tod laufen? Mag man von einem künftigen Leben denken wie man will — auch ich fürchte es nicht und freue mich, wie Sie, auf das Nichts. Was ist Mut? Was ist Feigheit? Sie wollen nicht, daß mich der Tod bezwingt, ich soll lieber ihn bezwingen. Darf ich das? Ich würde mich selbst nicht töten — das thue ich des Glaubens wegen nicht, in dem ich geboren bin ... Sie müßten mich töten. Wüßte ich dann, ob ich quallos scheiden würde? Wissen Sie das? Ich bin nicht feige, Wilhelm, ich will den Tod erwarten — er kann plötzlich zu mir kommen — ganz plötzlich — ich weiß. Und dann muß ich bereit sein. Bleiben Sie leben, Wilhelm. Ich will es auch — bis es sein muß. Und sie sind so gesund, Sie sind so jung — wird Ihnen das Leben nicht mehr sein können, wie mir?

Ich habe Ihnen gesagt, was ich Ihnen sagen mußte. Ich gebe Ihnen Recht — wir sind zu ein-

ander geführt worden, und es ist wohl nicht Liebe, was uns bindet — aber auch nicht das gemeinsame Sterben, Wilhelm. In mir würde nicht viel vernichtet, nur unendlicher Jammer auf meine Eltern gebracht — in Ihnen würde ein Menschenleben, eine Zukunft zu Grunde gehen. Vielleicht können wir uns bald einmal sprechen. Es grüßt Sie

Martha Arnold."

Wilhelm sah stumm auf die Unterschrift — eine Thräne fiel darauf. Er ließ das Blatt sinken und flüsterte: „Sie weigert sich."

XVII.

Herr Arnold hatte Ekkard, Grete und Walter versprochen, am Sonntag Abend mit ihnen im Schauspielhause den „Wilhelm Tell" anzusehen. Wenn ihm auch selbst nicht der Sinn auf Theater stand, mußte er schließlich den ungestümen Bitten des kleinen Walter, der zum erstenmale ein Theater sehen sollte, nachgeben. Gegen Abend brachen Sie auf und ver-

abschiedeten sich von der Direktorin, welche bei Martha bleiben wollte.

Ekkard gab sonderbarer Weise auch Wilhelm die Hand zum Abschied: „Bleibst Du denn zu Hause, Wilhelm?“

„Ich weiß noch nicht. Amüsier' Dich gut.“

„Danke — gleichfalls.“ —

„Ich erzähl' Dir morgen alles, wie's gewesen ist, Wilhelm!“ rief Walter.

„Schön, darauf freu' ich mich. Adieu!“ Sie gingen.

„Ich bleibe in Marthas Zimmer, Wilhelm,“ sagte Frau Arnold, als sie mit dem Neffen zurückblieb — „Sie müssen heute schon allein essen.“

„Schön, Tante.“

Frau Arnold schritt an ihm vorüber, dem Schlafzimmer ihrer Tochter zu. Als sie die Thür öffnete, sah Wilhelm die Kranke noch einen Moment. Letztes Abendrot lag über ihr. Sie ruhte, die Kniee emporgezogen, im Bett und hatte das Antlitz in die Hände gepreßt.

Er wandte sich schnell ab und ging auf sein Zimmer. Das Dienstmädchen brachte ihm Abendbrot.

Er aß einiges und las dann.

Als die Schuluhr draußen halb zehn schlug, erhob er sich, warf noch einen kurzen Blick auf seine

Umgebung und trat vorsichtig auf den Flur hinaus. Das Zimmer der Direktorin war dunkel — sie schlief schon. Martha wohl auch. Schnell kleidete er sich an, steckte das Revolver, welches er aus Herrn Arnolds Schlafzimmer entwendet hatte, zu sich und verlies geräuschlos das Haus.

Ein eisiger Wind blies ihm entgegen, heftiges Schneetreiben. Er achtete es nicht, schritt schnell vorwärts, in einer Viertelstunde stand er auf dem Perron des Wanseebahnhofes. Die Eisenhalle war einsam und leer. So spät fuhr niemand mehr hinaus.

Er bestieg den Zug. Nach kurzer, sturmdunkler Fahrt war er am Ziele. — Es hatte zu schneien aufgehört. Halbwach betrat er die einsame Landstraße und fühlte die heißen Füße in den Schnee einsinken. Drüben lag der See — er war zugefroren. Einsamkeit lauschte ringsum, nur das häßliche Kreischen der Krähen tönte an sein Ohr. Der Mond trat aus verkrüppelten Wolkengebilden hervor und gab sein bleiches Licht über die grüne Eisfläche. — Wilhelm bog links in den Waldweg ein. Einen Augenblick griff er in seine Rocktasche — die Waffe war darin.

Den kleinen Wildpfad, der zum Grabe führte, konnte er nicht finden, er war verschneit. Er durchschritt nach Gutdünken das wirre Gehölz und näherte

sich der Rückseite des im Mondlicht grünen Grabes. Er stand oben. „Kleist," flüsterte er. Die Fichten gaben säuselnde Antwort. Er lehnte sein Haupt auf das Eisengitter. — Gab das Gitter nach oder was geschah ihm? Er mußte es wohl durchschritten haben, fühlte er doch, wie er den Lorbeerkranz an der Eiche ergriff, wie er ihn festhielt . . .

Ein eisiger Windstoß brachte ihn zur Besinnung. Er zog das Revolver aus der Tasche und setzte die Mündung an die Stirn.

— — — — — — — — — — — — — —

Am Montag Morgen hörte Ekkard Arnold, noch halb im Schlaf, heftig an die Thür seines Zimmers pochen. Er sprang aus dem Bett.

„Ekkard!" hörte er die Stimme seiner Mutter, „Ekkard!"

Ekkard zog sich flüchtig an und lief auf den Korridor hinaus. „Gott Mama — wie siehst Du aus — was ist denn!"

„Tot!!" schrie Frau Arnold heraus.

„Tot —? Wer —?"

„Wilhelm! Sich selbst! Ich hab's ja geahnt!"

„Sich — sich selbst?! Aber was ist denn? Aber Papa — was ist denn?"

Der Direktor erschien, ein Telegramm in der Hand. Er reichte es ihm schweigend.

Eckard starrte auf das zerknitterte Papier. „In — Wannsee . . .“

„Ja. Wie Du siehst. Ich muß hinaus. Nach Wannsee. Haltet mich nicht. Es ist meine Pflicht. Er ist seinen Eltern nachgegangen.“

„Martha!!“ rief Frau Arnold entsetzt — warum bist Du aufgestanden!“

Die ältere Tochter stand plötzlich neben ihr. Ruhig fragte sie: „Ist Wilhelm tot?“

„Ach Martha! . . .“

Da stürzte das Mädchen leblos zusammen.

Eckard warf sich in eine Droschke und holte den Geheimrat. Unterwegs erzählte er dem Arzte von Wilhelms Selbstmord. Der Alte ließ Martha aufrichten, befühlte ihren Puls und meinte dann: „Bringen Sie sie zu Bett . . . letztes Stadium.“

„Sie haben mir zwei Jahre versprochen!!“ schrie der Direktor verzweifelt.

„Ja lieber Herr . . . bei plötzlichen Gemütserschütterungen . . .“

Bei Beiden.

Hofmann konnte es nicht glauben . . . Solch' junger, frischer, gottbegnadeter Kerl. — Nein Franz, das ist Unsinn! Du mußt Dich irren, es ist nicht möglich. Mir hätte sie's geschrieben — Du irrst Dich, Franz.

Aber lieber Junge, ich kann mir nicht helfen, es ist so! Thut mir ja schrecklich leid, ich muß grade der Hiobsbote sein. Das Du da unten nichts gehört hast, ist gar kein Wunder. Hier — denk' doch — hier unter den Bekannten hat kein Mensch was gewußt! Es ist ja vertuscht worden, bis er in der Anstalt war. Dann hieß es — unheilbar — plötzlich ausgebrochen. Ist ja furchtbar, unglaublich — acht Tage vor der Hochzeit! Und sie — — ich bin gar nicht erst hingegangen — das hab ich mir erspart. —

Sie standen dicht aneinander gedrängt, die schief gewehten Schirme fast gekreuzt, die Mäntel von

fließenden Flocken umwirbelt. Sie sprachen laut und mit Anstrengung, den pfeifenden Wind zu übertönen, und die Vorübergehenden sahen sich um nach den beiden erregten Männern.

— Seit wann weißt Du es denn? Warum hast Du mir nicht geschrieben? —

— Seit gestern, wie ich Vollmer traf. Ich wußte doch außerdem, daß Du kommen würdest. Sollte ich Dich da noch mit Depeschen aufregen, wo ich selbst nicht orientiert war? Du, das Wetter ist unerträglich — man holt sich den Tod hier — komm, komm mit auf meine Bude — es ist nicht weit. Komm, Lieber! — Er wollte ihn umfassen und fortziehen.

— Nein laß' — ich habe keine Zeit. Sag mir nur, wo er ist! Wo lebt er! In welcher Anstalt? —

— Ganz privat. Das hat sie veranlaßt. Bei einem Doktor Faßbender in F. draußen. —

— Und wie lange schon? Ungefähr?

— Zwei Wochen mindestens. —

— Es ist nicht zu glauben, nicht zu glauben — — er war ja immer nervös . . . Was weißt Du denn von ihr, Franz? Wo wohnt sie denn? —

Wo sie gewohnt hat. L*straße 34. —

Das begreif' ich nicht, daß sie mir nicht . . . Na ich fahre hin. 34 — nicht war? —

— L*straße! —

— Adieu, adieu, lieber Junge — auf Wiedersehen — also Du kommst ins Hôtel — verzeih nur, daß ich Dich so —

— Reg' Dich nicht auf, Hofmann! Du weißt doch: gewesenes ist gewesen. —

— Das kann nicht gewesen sein. — Kutscher! —

Die Droschke fuhr in weiter Biegung vor.

— L*straße 34! —

— 37? —

— 34!! Aber fahren Sie zu! — Adieu, adieu.

Er riß den Schlag auf, sprang in den Wagen und warf sich in die zersessenen Kissen zurück.

Franz ging weiter.

Es war nicht möglich. Solch frischer, junger, gottbegnadeter Kerl. Ihm war jetzt eher, er würde wahnsinnig, als daß es Funk geworden. Wie der gelacht hatte — die Jugend — O Gott, was hatte ihn niedergeworfen, da er doch eben erst in die Sonne hinausgetreten war. Und es konnte noch nicht so gräßlich sein, so aussichtslos. Er baute noch auf seinen Zuspruch, den alten, tiefen Einfluß auf ihn.

Und sie lebte. Sie lebte noch. Wie lebte sie wohl. Zerstört und zerrüttet wie er, aber nicht wahnsinnig. Hofmann ballte die Faust und warf sie so heftig gegen das Wagenfenster, daß es sprang.

Nanu! Nanu!! — der Kutscher von Bock herab.

— Ich zahle. Weiter! —

Jetzt wollte er ihr nahe kommen. Er war ja der einzige, der würdigen konnte, wie sie gekämpft, und das Leid, in dem sie jetzt weinte. Er fühlte sich jetzt ihr einziger Freund, war er ja auch der einzige ihres Geliebten.

Er wolle ruhig, gefaßt vor sie hintreten und Hoffnung geben mit seiner Gegenwart. Er half so gern. Und ihr.

L*straße. Der Kutscher hielt vor Nummer 37. Der Kerl mußte blödsinnig sein. Hofmann zahlte und ging rasch in das altbekannte Haus hinüber, in welchem sie schon mit der Mutter gewohnt hatte. Er stieg die Granittreppe hinauf, und wie ihm die Kniee jetzt den Dienst versagen wollten, fühlte er erst, wie jäh der Schreck ihn überfallen hatte. Nun stand er oben an der Thür und las auf dem Bronzeschild den großen adeligen Namen. Er wurde ruhig, indem er ihn las . . . Ruhig sah er durch das hohe Flurfenster in den alten Garten hinab, welcher im schwachen Sonnengolde unten lag. Es hatte zu stürmen wieder aufgehört nach Vorfrühlingsweise, und durch schmale Wolkenrisse leuchtete noch die späte Sonne.

Er drückte wie unbewußt den Klingelknopf — ein feiner, schriller Laut. Das Dienstmädchen öffnete, ein

fremdes Gesicht. Die alte Marie war nicht mehr da. Er gab dem Mädchen seine Karte, und es ging, ohne ihn zum Eintritt aufzufordern, in die dunkele Wohnung zurück. Hofman wartete, nicht lange, es wurde auch drinnen kein Flüstern laut. Dann kam das Mädchen wieder.

— Wollen Sie bitte ein bißchen Platz nehmen — das gnädige Fräulein kommen gleich. —

Sie ließ ihn ein und schloß die Thür hinter ihm. Hofmann erkannte das Zimmer nicht, in welchem er sich jetzt befand, und mußte es doch kennen. Er sah genauer hin. Sie hatte es anders einrichten lassen. Ein Halbdunkel lag über dem Raume. Aus den verhängten beiden Fenstern kam ein mattgelbes Dämmerlicht und tupfte die oliven Plüschmöbel. Den Hintergrund des Zimmers erreichte es nicht mehr, der war dunkel. Nur oben vom rechten Winkel der Decke herab hing eine alte Kupferlampe mit kleinem, ewigen Rubinlicht. Die kannte er. — Den Boden deckte ein schwarzgrüner, tiefer Teppich, welcher wie Waldmoos den Fuß in sich aufnahm. Hofmann ließ sich auf einem Fauteuil nieder uud wartete. Nun sah er auch den Blüthnerflügel, der neben dem Fenster schwach beleuchtet stand. Dort hatte Funk sie unterrichtet, und junge Liebe war in Tönen dort geboren worden. Wie er hinüberstarrte durch die seltsame Dämmerung,

sah er den Freund auch wieder sitzen und spielen. Und neben ihm Lydia, weit vorgeneigt, als suchte sie in seinen Augen die Gründe seiner Musik, und die ersten, gleitenden Feiertöne der Mondscheinsonate klangen zwischen den beiden hervor.

Er bemerkte nicht eher, daß sie hereingekommen, als bis sie neben ihm stand. Er erhob sich rasch.

— Das ist lieb von Ihnen, daß Sie gekommen sind. Behalten Sie Platz, Herr Hofmann. —

Sie hatte ruhig gesprochen. Auf ihrem Antlitz lag Leidensblässe, und es sah krank aus unter dem rötlichen Riesenhaar.

Sie hatte wundervolle Augen.

— Wie geht es Ihnen? — fragte er halblaut, als sie ihm gegenübersaß.

Und Lydia erwiderte: — Sie waren im Süden? Wann sind Sie heimgekommen? —

— Heute Morgen. Ich — wollte . . . —

Sie sah ihm in die Augen.

— War es schön unten? Haben Sie sich wohl gefühlt? —

— Liebes Fräulein . . . er nahm ihre Hand. Liebes Fräulein . . . Er hatte ihre kalte Hand in seinen beiden heißen Fieberhänden und senkte den Kopf darauf, jetzt ohne Beherrschung. Sie ließ ihn ge-

währen. Dann sagte sie herab: — Haben Sie es plötzlich erfahren? —

— So furchtbar plötzlich. —

— Hat es Sie sehr ergriffen? Lieber Herr Hofmann, erzählen Sie mir, das wird Sie beruhigen. Wer hat es Ihnen gesagt? —

Seine Erregung ließ ihn nicht den tiefen, sturmgeklärten Ton hören, in welchem sie fragte.

— Ich kam heute morgen an und wollte am Vormittag gleich Funk aufsuchen . . . Ich war natürlich schon in der größten Unruhe . . . Sie können sich denken . . . vier Wochen ohne Brief. Und damals, als ich fortfuhr — o das Bild, wie ich das Bild noch vor mir habe. —

— Ja, er erzählte mir davon. —

— Nein, hören Sie, Fräulein. Als der Zug schon in Bewegung war — da lief Funk noch mit und reichte mir die Hand zum Wagenfenster hinauf. Ich war ganz ängstlich und rief: Er solle doch zurückbleiben! Er lachte mich aus. Aber jetzt — jetzt ist es mir geradezu, als ob er es gefühlt hätte, diesen Abschied. — — Er schrieb mir dann einmal nach Genua, den langen, wnndervollen Brief — da war auch ein Gruß von Ihnen. —

— Nach Genua. Jawohl. —

— Dann nach Florenz ein paar Worte und nach Rom. Ich erklärte mir die Kürze der Briefe damit — na mit all dem Glück und Trubel — ich weiß ja — — aber ich freute mich so darauf, wenn er mir die Heirat mitteilen würde. Und der Brief kam nicht. Ich saß den ganzen Tag auf meiner Bude in der Via margutta, und wartete auf den Brief. Er kam nicht. Sind denn meine Briefe angekommen? —

— Ich habe sie. —

— Da hielt ich's denn nicht mehr aus. Die Sonne, diese ewige Freude da unten — Gott, war mir das alles vergällt, Ich sah nichts mehr. Und außerdem . . . Ich fuhr also heim — in einem Ruck von Rom. Dann wollt ich heute Mittag zu Funk in die alte Wohnung, und unterwegs lauf ich dem Franz in den Weg, wissen Sie, dem Landschafter — — und der klärte mich denn auf.

— So ist es gewesen. —

— Ach und ich freu mich doch, daß ich gleich loskam von Rom, das war doch meine Ahnung. Liebes Fräulein — Liebes — — Sie dürfen noch nichts aufgeben. Wirklich. Ich will hin zu ihm. Mich wird er ja erkennen. Da versprech' ich mir noch das beste, Fräulein. —

— Sie dürfen sich leider garnichts versprechen. —

— Das ist doch aber nicht möglich! Das kann doch nicht . . . aussichtslos?! —

— Es ist dunkel. Alles. Es erschüttert Sie sehr — Sie müssen nun ruhig werden. —

— Man ist doch nicht stumpf. Ich habe ihn doch gekannt, wie er war. Ich hab mich ja so gefreut . . . Ach, Sie wissen ja garnicht, wie wir gearbeitet haben. Sie können das doch nicht ahnen. Er ist mein Freund . . . das bißchen gute, was so aus meinem Schädel rauskam . . . das war ja für ihn . . . er hat mir ja soviel gegeben . . o lieber . . o mein armer . . mein Junge . . o mein unglücklicher Junge. —

Er weinte heftig und heiß. Sie wandte den Blick zur Seite, als empfände sie das peinliche Weh, welches in das Herz der Jungen greift, wenn sie Männer weinen sehen.

— Sie haben ihn von Kindheit auf gekannt —

So sagte sie halb fragend, leise, als er sich ermannt hatte und mit roten, thränengeschwellten Augen wieder aufsah.

— Das weiß nur, wer's erlebt hat. Wir haben gehungert. Und sind froh geblieben. Weil wir zusammen waren. Er hatte ja was los! Ich mit meiner Pinselei. Du lieber Gott — ich war halt fleißig und bekam das Stipendium. In Italien hab

ich mich mehr geschämt, als gefreut. Er, der Kerl hatte seine Musik, sein Eigenes! Ich habe mich ja auch beschieden, ich hatte ja solche Freude an ihm — soviel. Aber darum hab ich auch Hoffnung. Nein!! Das wäre unerhört. Er wird schon wieder siegen. Ach . . wie er endlich soweit war — wie Ihre Mutter tot war . . Sie verzeihen schon . . aber das mußte ja Jubel für mich sein. Es gab doch noch was schönes, ein Glück. Wer soviel Kampf gehabt hatte, wie der, und den Kampf dann überdauert hatte — —

Nun hielt er inne, plötzlich, wie gebannt. Traurig sah er sie an und wehmutvoll:

— Ja — das freilich . . . . . Sie haben auch gekämpft. —

— Erinnern Sie sich? — fragte sie schnell und scharf, erhob sich, riß das Klavier auf und schlug eine breite, gräßliche Dissonanz. Dann stand sie mit geschlossenen Augen, die Finger blieben auf die Tasten gekrallt, glitten dann allmählich ab.

Er trat zu ihr hin und führte sie behutsam auf ihren Platz zurück. Dann rückte er dicht zu ihr heran.

— Entschuldigen Sie, flüsterte er. Sie werden mich ja verstehen. Was einem das Herz so zerreißt. Es ist ja wahr . . sein Geist ist krank . . er weiß

vielleicht nicht mehr, was er verloren hat. Sie sind gesund und elend. Das ist wahr. Sie sind so wunderschön, und Funk hat Sie geliebt. Der Künstler. — Haben Sie Vertrauen, Fräulein? Ich war Ihnen immer fremd. Nein, nein, das weiß ich. Aber ich meine es gut mit Ihnen. Wirklich, Fräulein. —

— Sie sind gut. Aber gehen Sie. Sie ahnen das alles nicht. Retten Sie sich, Sie haben Hoffnung. —

Er schwieg, behutsam abwartend, bis sie weitersprechen würde.

Ruhig, eintönig, die Augen matt geschlossen sprach sie weiter:

— Meine arme Mutter hat sich so gewehrt gegen unsere Liebe . . und ist daran gestorben. O Leid hab ich ihr angethan . . . . . o solche Qualen. — — Sie hatte den alten Adel im Herzen, und wir nur unsere junge Kunst. Mußten wir uns nicht wehren? — Acht Jahre habe ich gekämpft mit ihr. Acht Jahre. So lange ich jung war. Ich hätte sie ermordet, wenn ich mich losgesagt hätte von ihr . . . Meine arme, alte Mutter. Sie sah in meine ringenden Augen und sprach kein Wort — aber sie wußte es so genau: die geht zugrunde an ihrer Liebe. Da starb sie und segnete mich nicht. —

— Ich habe Ihre Mutter nicht gekannt. Aber kann denn ein Adelswappen einer Mutter gebieten — wenn es sich um ihr Kind handelt? Was ist denn dieser Adel! —

— Sehr viel, wenn er empfunden ist. Meine Mutter hat Funk lieb gehabt in ihrer stillen Weise, solange er in unser Haus kam. Seine Musik war ihr viel in unserer Abgeschiedenheit. Aber die Familie war ihr Lebensgesetz. Ihre Verwandten sind Grafen und beherrschten sie. Man sagte ihr, mein großer Vater draußen im grünen Grabe würde mir fluchen . . . Das Gespenst hat Sie verfolgt. Sie gab mich auf und suchte nur noch Gott. Aber ich hab es ihr angesehen im Tode: Es ist eine Lüge mit Gott. Er hilft nur, wenn man noch die Kraft hat, ihn zu fühlen. —

— Und wie es nun zu Ende war — konnte das Vergangene da nicht vergangen sein? Ich hab es mit angesehen, wie Funk sich nach der Freiheit sehnte — sein ganzes Wesen verlangte nur, Sie zu besitzen und dann aufzublühen, und alles, alles, was wir träumten, zu verwirklichen. Wie konnte es nur über ihn hereinbrechen — die Zerstörung. Es ist rätselhaft. — —

— Es kam über uns beide. Nicht nur über ihn. Wir waren alt und abgetrieben, als Mutter

tot war. Sie hat mich nicht gesegnet . . . ich sagte es Ihnen wohl schon. Was uns so stark und freudig gemacht hatte, der Glaube an eine Zukunft war weiter nichts, als das Bewußtsein eines Kampfes. Der war aus. Kein Sieg zum Schluß. Meine Mutter hat mich nicht gesegnet und starb. Es war wie eine Sünde über mir — und über ihm ein Erschlaffen, als ich so müde und traurig war. Da endete der Kampf von acht Jahren. Wie soll ich es Ihnen erklären . . . es war eben da. Beethoven hätte uns retten können. Aber er hatte Angst vor Beethoven und wollte den Flügel zerschlagen. Man mußte ihn fesseln. Er raste eine Woche lang, und als er ruhiger wurde, ließ er sich willig abführen. Sein Gehirn wird sich lösen, wurde mir gesagt — lösen, so war's. Aber er könnte noch lange leben. Tot leben, verstehen Sie. —

— Sie haben ihn nie geliebt — sagte Hofmann.

Lang richtete sie sich empor und sah herab auf ihn.

Auch er war aufgestanden.

— Sie würden sonst sterben, weil Sie gesund sind. Oder weinen. —

— Das Weinen liegt hinter mir. Es ist dunkel geworden. —

— Aber ich glaube Ihnen nicht. Warum sind

Sie nicht bei ihm? Wenn das Feuer in ihm tot ist, muß Ihnen nicht teuer sein, was lebt? Gehen Sie hin, pflegen Sie ihn, sterben Sie bei ihm, dann will ich Ihnen glauben . . . aber sperren Sie sich hier nicht ein, um zu leben. —

— Das andere wäre geschmacklos. —

Spitz klang das Wort, fast roh. Er starrte sie an . . . Sie erglühte:

— Ich habe mein Bild von ihm! — Hier!! Ich will die Zerstörung nicht sehen! Nicht! . . . Sein Wesen ist bei mir — da draußen ist nur sein Schatten. —

— Davon wollen Sie weiterleben? fragte Hofmann, kaum hörbar, Thränen in den Augen. Es ist Frühjahr draußen. Soll ich Sie nicht mit hinausnehmen? Der Lebenstrieb in den Milliarden Wesen ist stärker, als der eine Schmerz. Es ist wert zu leben. Vom Glück der kommenden Menschen wissen wir nichts. —

— Warum wird uns die Sehnsucht so ins Herz getrieben? Warum müssen die Augen, welche Schönheit sehen, ebenso vermodern, wie die trüben und stumpfen Augen? Leben wir nicht, um zu sterben? Was will unser Kampf? Staub auf Staub. Nichts weiter. Wir leiden alle, und es bedeutet nichts. — Gehen Sie. —

— Darf ich wiederkommen? —

— Nein. —

Sie gab ihm ihre Totenhand. Das Rubinlicht warf einen leisen Schein über ihre kranken Züge.

Er ging. Das Mädchen gab ihm Rock und Hut und ließ ihn hinaus.

Er stand jetzt wieder auf der Treppe und sah durch das Flurfenster auf den alten Garten hinaus. Es war Dämmerung geworden, und Bäume und Himmel zerflossen in eins.

* * *

Als er aber draußen wieder im Leben stand, und es an ihm vorüberstürmte mit gleichgültiger Alltagshast, da kam ihm die Kraft des Entschlusses zurück. Er wollte zu ihm, noch heute. Eine leise Hoffnung griff in sein Herz — vielleicht würde das ungeahnte Wiedersehen schon und das Bewußtsein, einen Freund zu haben, Funk zur Besinnung bringen.

Er sah nach der Zeit — bis Sonnenuntergang konnte er in F. sein. Der Bahnhof war nicht weit, und in schnellem Entschlusse begab er sich dorthin. Ein Zug stand eben reisefertig in der Riesenhalle. Er erreichte ihn noch. Und wieder fuhr er hinaus

über die märkischen Felder, die er am Morgen noch als Boten der alten Heimat gegrüßt hatte.

Ein Schleier kommender Abenddämmerung lag über der Ebene, die in Schatten sich verschiebend weit hinten in schwarzen Waldsaum floß. Schon küßte ein erstes Glühen die nächstgelegenen Äcker. Über dem Himmel lag es graublau, und die Sonne, in Schimmer zerflossen, senkte sich langsam zum Waldrand nieder.

Hofmann starrte hinaus. Die Ebene flog in schnellen Wechselbildern und schien ihm doch ein Bild zu sein. Und wie sein Blick im sinkenden Licht sich trübte, glaubte er eine irre Gestalt zu sehen, die zuweilen blitzesschnell im Rahmen des Wagenfensters erschien. Bald holte sie ein, bald blieb sie zurück, und sah er schärfer hin, so floß sie schon in Duft und zitternde Strahlen.

Der Zug hielt jetzt in F. Hofmann stieg aus und schritt über lockeren Kies dem Ausgange des Bahnsteigs zu, wo ein Beamter ihm die Fahrkarte abnahm. Er fragte den Mann, wo sich die Anstalt des Doktor Faßbender befände. Der Beamte wußte es nicht, sah ihn aber an, als ob er ihn nicht recht verstanden hätte.

— Sie meinen wohl Doktor Faßbender? fragte ein Arbeiter, der eben seine Karte abgab und hinter

Hofmann stand. Der hat aber keine Anstalt. Der wohnt in der Seestraße. Solch rotes Haus. Nummer weiß ich nicht. Sie werden schon finden. Hier gehen Sie gleich links über's Feld, bis Sie an den See kommen, dann rechts, da ist es das zweite oder dritte Haus. —

Hofmann dankte und ging um den Zaun, der den Bahnsteig vom Ackerland trennte, herum in den schmalen Feldweg, welcher in vielfacher Windung über die weite, warme Ebene dem See zuführte.

Zur Linken lag der Kiefernwald, in schwarzer schweigender Masse, einer riesigen Raupe vergleichbar und, wie eine solche, in kaum merklicher Bewegung. Die schlanken Wipfelspitzen bildeten einen fein gezackten Saum. Goldene Glut lag in der Luft und oben auf dem Walde, zur Mitte hin in Kupferrot zusammenschmelzend. Dort war der Sonnenball gesunken. Es brannte hinter dem Walde, und das schwarze Gewirr der Stämme und Äste zeigte sich fein und deutlich in der zitternden Glut. Unten am Fuße des Waldes blieb es blauschwarz.

Als Hofmann, eine Strecke weiter gegangen war, sah er den Saum der Ebene sich regen und silbern werden. Der See stieg auf, und es war ihm, als kühlte er gleichsam die düstere Abendglut. Der See wurde größer und weiter, je näher Hofmann kam.

Nach hinten grau und eben, vorn in schmalen Silberstrichen näherkommend, bis er in blitzende Brandung ausschäumte, in die der Sonnenuntergang Rubinen warf.

Hofmann sah hinaus auf den See. Das hatte Funk vor Augen. Es war mehr, als das dumpfe, verdunkelte Heim der Lydia. Der See war mehr, und doch so gefahrvoll schien er ihm in seinem Schweigen und in seiner Unergründlichkeit.

Zur Rechten, hart am Gestade, führte die Seestraße hin, in ungleichen Abständen mit Landhäusern bebaut. Hofmann ließ sich von einem Kinde, das sich in der Brandung unten die Füße wusch, das Haus des Arztes zeigen. Es war ein anmutiger Bau mit einem Vorgarten zur Straße hin. Er läutete. Ein Knabe öffnete die Gitterthür und rief den Doktor herbei. Der Arzt war ein kleiner, kräftiger Mann mit stillen, forschenden Augen. Hofmann stellte sich vor und fragte nach Reinhold Funk.

— Wie war Ihr werter Name? —

— Hofmann. Richard Hofmann. —

— Ganz recht. Herr Funk darf sonst niemals Besuch empfangen, aber bei Ihnen kann ich eine Ausnahme machen. —

— Hat — sprach er vielleicht schon von mir? —

— Jawohl. Er erwartet Sie sogar. Er hat Sie herbeigewünscht. —

— Mein armer Junge — flüsterte Hofmann. —

— Ich kann Ihnen aber nur eine Viertelstunde bewilligen und muß Ihnen eine Bedingung machen, sonst bedaure ich. —

— Aber ich bitte, Herr Doktor. —

— Sie müssen mir versprechen, mit keinem Wort Funks Erlebnisse zu erwähnen. Sie verstehen mich. Nur von gleichgültigen Dingen oder höchstens von der Kunst darf die Rede sein. —

— Das versteh' ich vollkommen, Herr Doktor. Seien Sie ganz ruhig. Wird er aber nicht von selbst darüber sprechen? —

— Nein, er ist vollkommen abgelenkt. —

— So, so . . . wie geht es ihm denn? —

— Nicht gut. Darf ich bitten . . .

Doktor Faßbender schritt voraus. Hofmann folgte. Sie gingen um das Haus herum, der See lag vor ihnen. Der Raum zwischen der Hinterfront des Hauses und dem Gestade war mit Rasen bestellt, eine Laube stand darauf, deren Eingang sich dem See zukehrte. In der Laube saß ein Mann, die Arme auf den Tisch gestützt und starrte auf das silberne Wasser.

— Dort — sagte der Doktor leise.

— Dicht am See? —

— Das hat keine Gefahr. Bleiben Sie hier stehen. —

Der Arzt trat in die Laube.

— Nun, Herr Funk, wie geht es mit der Arbeit? —

— Gut, lieber Doktor. Ich bin wundervoll im Zuge. —

Hofmann wollte seinen Ohren nicht trauen — Funk komponierte?

— Für heute haben Sie aber genug gethan, Herr Funk. Sie wissen, ich störe Sie nicht gern — aber Sie haben Besuch bekommen, angenehmen Besuch. —

— Wen? — fragte der Kranke, ohne aufzublicken.

— Richard Hofmann, Herr Funk. —

— So? Das freut mich. Richard! Wie geht's Dir denn?

Funk verließ die Laube und ging mit ausgestreckten Händen auf Hofmann zu. Sein Aussehen war wenig verändert.

— Danke, lieber Reinhold, erwiderte Hofmann. Ich bin heut heimgekommen. —

— Aus Italien, nicht wahr. Das freut mich, daß Du mich heute gleich besuchst. Mir geht es gut. Es ist doch prachtvoll hier — nicht wahr? Der See ist schön. —

Er sah auf die Wasserfläche hin. Seine Augen schienen Hofmann die Farbe des Wassers anzunehmen.

— Weißt Du, Richard, der See ist alles für mich . . . Funk hielt plötzlich inne und sah sich suchend um.

— Ist Faßbender hineingegangen? — er deutete auf das Haus.

— Ja. Soll er wiederkommen? —

— Nein, nein. Er will uns wohl nicht stören. Komm in die Laube, Richard, da sitzt man wundervoll. —

Sie gingen in die Laube und ließen sich am Tische nieder. Rötlich durchleuchtete Weinblätter hielten die Abendkühle fern. Die Sonne war untergetaucht und tiefere Schatten kamen über das Wasser.

— Der See, der See — begann Funk wieder. — Ich konnte ja eine ganze Zeit nicht komponieren, Richard. Denk' nur — das war böse. Jetzt, seitdem ich hier sitze, kann ich wieder arbeiten. Jetzt erst so richtig arbeiten, weißt Du. —

— Hast Du nicht immer hier gesessen? —

— Nein, was denkst Du. Faßbender wollte mich anfangs durchaus nicht aus der Stube lassen, er hatte Furcht, ich würde zu nahe ans Wasser gehen . . . Darüber hab' ich ihn denn beruhigt! — Er lachte und sah Hofmann an. — Du kennst mich ja,

Richard, fuhr er fort. Wie werde ich so etwas entheiligen. —

Er deutete wieder auf den See.

— Ich hab jetzt auch soviel vor, Richard — ach soviel! Was meinst Du zu dem Anfang — wie? — Er zeigte freundlich lächelnd in die Luft.

Hofmann beherrschte sich: — Sehr schön. —

— Feine Arbeit, nicht wahr? Und man braucht das blödsinnige Notenmalen nicht. Man komponiert, und da bleibt es denn vor einem stehen. —

— Es wird schön werden — flüsterte Hofmann.

— Es ist schön, willst Du sagen. Der See ist doch da. Hörst Du denn etwas anderes als den See? —

Hofmann griff an die Stirn. — Nein. —

— Es ist eben weiter nichts zu hören. Ich sitze hier den ganzen Tag und arbeite und arbeite und brauche doch nichts zu thun. Ich höre es eben. —

— Und — welches Mittel zur Wiedergabe hast Du? —

— Wiedergabe. Du sprichst wie Faßbender. Wiedergabe . . . Ach, ich bin ja so glücklich! — Er lachte wieder.

— Du hast jetzt gewiß etwas, Reinhold, was wir andern alle nicht haben. —

— Das ist es doch! Zum wirklichen Produ-

zieren bin ich hier erst gekommen. Du hörst nur Rauschen — ich höre mein ganzes Leben darin. Alles klingt, Richard, alles klingt — — — Du hörst es nur nicht. —

Hofmann beschloß kein Wort mehr zu verlieren, er stand auf. —

— Willst Du schon gehen, Richard? Bleib doch noch. Wir waren ja so lange nicht beisammen. Sieh nur die glühenden Wellen unten — wie sie aufschlagen — so eins in Bewegung und Ton. Das ist eben das schöne, Richard — was ich nur kann. Ich sehe die Töne. —

— Du siehst sie? —

— Ja, Richard. Ich sehe und höre zugleich. Ist denn nicht beides eins? Man muß nur nicht singen, nicht wiedergeben wollen. Du bist ja wohl Maler, Richard? Gieb's auf — Du erreichst nichts. Folge mir. Thu nichts, sage nichts — hör' und sieh! Das ist schön. Da kommt man nicht in Versuchung und kränkt die Natur nicht. Wer genießt, schafft. Mir wird die Arbeit so wundervoll leicht, Richard — versuch's! versuch's! — Sieh nur die blauen Berge drüben — da ist Wald darauf, da leben Wesen, Vögel, Käfer, Schmetterlinge, Millionen! — Wer sieht und hört zugleich, der kennt keine

Entfernung! Die Berge sind weit — ich kann sie trotzdem greifen! Sieh nur! — Weil ich ruhig bin, Richard. Mir fliegt alles zu. Nicht kämpfen, Richard — Du weißt nie, wofür Du kämpfst. —

— Leb' wohl — — ich komme jetzt öfter zu Dir. —

— Willst Du schon gehen? Leb' wohl. Komm' nicht zu oft, Richard — ich habe wirklich zu viel Arbeit. Das Material ist hier zu groß — denk' nur: der See, die Sonne, Alles! —

Doktor Faßbender kam jetzt wieder. Hofmann sah es ihm an — die Besuchszeit war um.

— Also auf Wiedersehen, Reinhold . . . Er reichte ihm die Hand — sie zitterte so stark, daß Funk sie kaum greifen konnte.

— Bist Du noch im Feuer, Richard, sagte er seltsam überlegen. Es lohnt sich wirklich nicht.

Im tiefen Abendhimmel zuckten bleiche Sterne auf. Es war dunkel geworden.

Sie gingen wieder um das Haus herum in den Vorgarten. Der Doktor öffnete Hofmann die Thür.

— Ach — eh' ich's vergesse, Richard! — rief da plötzlich der Kranke. — Warst Du schon bei Lydia? —

Hofmann überlief es — der Arzt warf ihm einen bezwingenden Blick zu.

— Ich . . . noch nicht, Reinhold. Aber ich werde wohl bald zu ihr. —

— So. — Dann grüße sie und sage ihr, ich bin sehr glücklich. —

Druck von Otto Noack & Co. in Roitzsch.

Hirschfeld, Georg,

Dämon Kleist Novellen

Berlin 1895